Heino Kebschull

Von Hinterpommern nach irgendwo …

Heino Kebschull

Von Hinterpommern nach irgendwo …

Heino Kebschull
Von Hinterpommern nach irgendwo ...

Wennigsen 2009
Selbstverlag H. Kebschull
Lektorat und Layout: H. Kuritz M.A., Freital

Umschlag: Dorfstraße Klein Nossin, Postkarte um 1930
Innere Umschlagseiten: Feldmark und Dorfplan Klein Nossin, Zeichnungen aus dem Nachlass Ernst Blaurock

Alle Rechte beim Autor

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Inhalt

Vorbemerkung	7
Kindheit in Hinterpommern, Flucht und Nachkriegszeit	9
Das Heimatdorf	11
In der Familie bis 1944	17
Bei Arbeit und Dorfleben	54
In der einklassigen Dorfschule	78
Nationalsozialismus und Krieg	86
Aus Familie und dörflicher Gemeinschaft nach Köslin	95
Kriegsende und Flucht aus Köslin	104
Die Flucht als ein Weg von Hinterpommern nach irgendwo	109
Nachkriegszeit	138
Als Bergmann und Industrie-arbeiter	157
Persönliche und politische Orientierung in der Großstadt	165
Studienzeit und Beruf 1955 bis 1993	175
Abkürzungen	177

Vorbemerkung

Mit Recht kann man sagen, dass das vorliegende Buch das vorläufige Ergebnis eines langen Prozesses der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte ist. Dabei wird deutlich, dass die frühe Herkunft für den Autor eine herausgehobene Bedeutung besitzt und der Verlust der hinterpommerschen Heimat eine ständige Reibungsfläche bietet, die es immer wieder neu und auf veränderte Weise zu bearbeiten gilt. Diese beschützende und vergangene Welt ist dabei zugleich das Land der Kindheit – glücklicher Tage beim Baden an der Schottow, im elterlichen Landarbeiterhaus, mit dem lesenden Großvater, bei alltäglichen Verrichtungen, in der Schule. Gerade

aber weil diese versunkene Welt mit Kinderaugen wahrgenommen wurde, wird sie für den Leser lebendig. Aus der gelehrten und aufgeklärten Retrospektive des gereiften Erwachsenen wird sie zudem lehrreich, geistig anregend und wissensreich. Dies hat mich beim Lesen dieses Textes besonders fasziniert: die Lebendigkeit und Anschaulichkeit, die sich verallgemeinern lässt und mir als Nachgeborenen zu einem besseren Verständnis verhilft.

Was mir an diesem Text ebenfalls sehr gefallen hat, ist, dass er nicht in der Vergangenheit verharrt, sondern die Entwicklung und Perspektive eines demokratischen Deutschlands anhand einer einzelnen Biographie positiv deutlich macht. Die Entwicklungschancen durch Bildung, Weiterbildung und Erwachsenenbildung sind das durchweg Humanistische und Hoffnungsvolle, das ich ganz persönlich als wichtigen Anknüpfungspunkt empfinde. Insofern zeichnet dieser Text nicht nur ein Bild einer vergangenen, fernen Welt, sondern bietet zudem Bezugspunkte und Denkanstöße besonders zu gegenwärtigen und ganz alltäglichen Fragen und Problemen.

Ich bin froh und danke herzlich dafür, dass ich an diesem Buch mitarbeiten konnte.

Freital, im Frühjahr 2009 *Henry Kuritz*

Kindheit in Hinterpommern, Flucht und Nachkriegszeit

An meine in Hinterpommern verlebte Kindheit und die Flucht aus Hinterpommern mit der Lehrerbildungsanstalt Köslin im März 1945 erinnerte mich stets eine kleine Bürste, einziger geretteter Besitz aus der Zeit vor 1945. Mein Bruder Otto hatte mir die Bürste im Jahre 1944 nebst anderen Utensilien zur Schuh- und Kleiderpflege vor dem Einzug ins Köslin-er Internat geschenkt. Für die Zeit der Flucht hatte ich sie griffbereit im Brotbeutel verstaut, den ich als einziges Gepäckstück nach dem Beschuss durch Stalinorgeln nahe Degow bei Kolberg weiter an mich hielt. Mit diesen Eigenschaften wurde die Bürste immer zum ständigen Wegweiser an die Flucht

entlang der Ostsee. Viele viele Einzelheiten der Kindheit, Flucht, der Monate davor und ersten Nachkriegsjahre waren dann mir immer so lebhaft im Gedächtnis parat, dass ich annahm, sie so lebenslang als Erinnerungen zur Verfügung zu haben und keine Notwendigkeit verspürte, sie aufzuschreiben. Wenn meine Schwiegermutter, meine Frau und ihre Geschwister von den Stationen und Ereignissen ihrer Flucht aus Breslau erzählten, war das einige Jahrzehnte hindurch auch immer Anlass, meine Erinnerungen an das heimatliche Leben vor 1945, die Flucht und deren Folgen aufzufrischen. Aber es kamen im Laufe der Zeit doch nicht mehr alle ursprünglich vorhandenen Ereignisse, Daten und Namen zum Vorschein. Im September 1998 besuchte ich zusammen mit meiner Frau Klein Nossin als das Dorf meiner Kindheit, Köslin und Stationen meiner Flucht und der Flucht meiner Familie. Danach drängte sie mich beharrlich, die nun noch in meinem Gedächtnis haftenden Erinnerungen an die in Klein Nossin verlebte dörfliche Kindheit und die Flucht aus Hinterpommern aufzuschreiben.

Das Heimatdorf

Klein Nossin

Das Dorf zählte seit mehr als hundert Jahren bis 1945 um die 250 Einwohner. Sie verteilten sich auf die Familien der 18 landwirtschaftlichen Betriebe und Häusler mit insgesamt 300 Hektar und auf die Familien der Landarbeiter des 800 Hektar großen Rittergutes von der Marwitz. Dessen Schloss mit Park, großem Hof mit Kuh-, Schweine- und Pferdestall, Schmiede und Stellmacherei, Speicher und Nebengebäuden für Reitpferde und Kutschen prägte das östliche Ortsbild dieses an einem Bergrücken gelegenen Straßen- und Sackgassendorfes, dominierte es aber nicht. Ein Hofmeister, ein Stellmacher, ein Melker, ein Schweinefütterer – der sogenannte

Partie an der Schottow in Richtung Groß Nossin

Der mit Granit gepflasterte und mit Birken bestandene Weg zur Chaussee Bütow–Lauenburg

Schweinemajor –, ein Schmied, ein Gärtner, ein Kutscher und ein Förster sind neben einem Inspektor die Inhaber herausgehobener Positionen in der arbeitsteiligen Gutswirtschaft. Bäuerliche Familienbetriebe, die mit eigenem Gespann wirtschafteten und Häusler mit kleinen Landwirtschaften, die dem Müller, Zimmermann, Schuster und Schneider einen Nebenerwerb sicherten, rundeten das Bild dieser Dorfgesellschaft ab, in der der Stellmacher zugleich Herrenfriseur war und der Dorfschullehrer eine dominante Rolle spielte.

In der hinterpommerschen Landschaft

Die Feldmark prägten abwechslungsreich Wälder, Wiesen und Felder mit großen und kleinen Mooren und die ummittelbar am Dorf mit mächtigen Kastanien, alten Eichen, Tannen und Obstbäumen bestandenen Feldwege, die lange Birkenallee von der Bütower Chaussee, die mächtigen Pappeln am Friedhof und der schmale Fußpfad über den 133 Meter hohen Lindenberg nach Gaffert.

Glockenturm

Neben der Schule und gegenüber dem Friedhof stand am Schmiedeberg der aus mächtigen Balken errichtete Glockenturm, von dem im Sommer wochentags um halb sieben der Feierabend eingeläutet wurde und an Sonn- und Feiertagen morgens um neun Uhr der Weg zum Gottesdienst ins Nachbardorf Groß Nossin. Von hier aus führte in nördlicher Richtung ein Sandweg zur Schottow, über die man weiter auf einem gut ausgetretenen schmalen Steig

entlang des Nordufers nach dem eineinhalb Kilometer entfernten Groß Nossin wandern konnte; Kiefernwald und Wacholder auf dieser Seite, Wiesen, Felder, Buchenwald jenseits der Schottow, Erlen überall an den beiden Ufern. „Wohlauf in Gottes schöne Welt …“ und „An meinem Wege fließt der Bach …“ wurde hier oft gesungen. Das steile Ufer der Schottow grenzte das Dorf gegen Norden ein.

Zu der Brücke über die Schottow am westlichen Ortsende führte an unserem Wohnhaus vorbei ein mit Kopfsteinen gepflasterter und mit hohen Tannen und Eichen bestandener Hohlweg. Von dort ging es auf einem langen Sand- und Waldweg zwischen Kiefern-, Tannen- und Birkenwald vorbei am Tanz- und Festplatz im Wustrow, am Stawisch-Teich und Waldsee in Richtung Malenz und Neu-Jugelow.

Mitten im Dorf drei mächtige Linden auf dem Klapperberg, dem Versammlungsplatz der Dorfjugend an sommerlichen Abenden. Nur hundert Schritte davon entfernt der zwischen Schule und Friedhof gelegene Sandplatz für Ballspiele.

Hinterpommersche Heimat

Inbegriff meiner hinterpommerschen Heimat ist dieses Dorf. Über dessen zu Fuß abzuschreitende Grenzen bin ich bis 1944 nur selten per Fahrrad bis Schwarz Damerkow und Bütow, mit der Bahn von Budow nach Stolp und einmal durch einen Schulausflug nach Stolpmünde gelangt. Im Alter von 14 Jahren kannte ich alle Einwohner. Es behauptet in

meinen Erinnerungen einen besonders umfänglichen und inhaltlichen Rang, obwohl ich bis 1944 nicht mit allen Strukturen des dörflichen Lebens vertraut wurde und sie nach Kriegsende auch nicht mehr erkunden konnte. Die meisten Männer waren durch die kriegerischen Ereignisse zu Tode gekommen. Die Not aus Flucht und Vertreibung der auf die beiden deutschen Staaten verstreut angesiedelten Dorfbewohner erlaubte nur minimale Kontakte der Überlebenden, deren Erinnerungen z. T auch verblassten und deren Zahl sich in den Jahrzehnten bis Ende des letzten Jahrhunderts noch verringerte.

Klein Nossin heute

Hügel, Wälder, große und nur noch wenige kleine Ackerflächen, Teiche, Moore und Hohlwege prägen auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts nach wie vor die landschaftliche Umgebung des jetzt nur noch in kümmerlichen Resten vorhandenen und heute polnischen Dorfes Nożynko. An ihm entlang schlängelt sich wie eh und je die Schottow als Nebenfluss der Stolpe. Nur noch vereinzelt und wie verlassen stehen Kastanien, Eichen, Tannen und Lärchen an den Wegen ums Dorf, als trauerten sie an den kaum noch genutzten oder schon zugewachsenen Wegen der Feldmark den Zeiten nach, in denen sie sich einst in großer Zahl den Dorfbewohnern präsentierten.

Mit meinen Eltern, Großeltern und älteren Geschwistern auf dem Schoß meines Vaters, 1932

Blick auf unser Wohnhaus um 1980

In der Familie bis 1944

Familie

Meine in Klein Nossin geborenen Eltern lebten mit uns fünf Geschwistern und den Großeltern mütterlicherseits seit 1935 in der Hälfte eines Landarbeiterhauses mit zwei Zimmern, Küche, Vorratskeller, Flur und Speisekammer.

Die Großeltern waren 1859 und 1860 geboren, meine Eltern 1894 und 1897, meine Geschwister 1920, 1922, 1936 und 1937, ich selbst im Jahre 1930.

Unsere Landarbeiterwohnung

Der Flur und die Küche waren mit Ziegelsteinen gepflastert. Dieser Bereich wurde regelmäßig gefegt und danach mit feinem Sand ausgestreut, der den Staub und Schmutz aufnahm. Den Sand gab es in der Sandkuhle am nahen Lindenberg. Die Familien

Bruder Otto und Schwester Katharina, 1930

am anderen Ende des Dorfes hatten in ihrer Nähe dafür den Sandberg an der Schule.

Interieur

Unter dem Holzfußboden der Speisekammer, in der Schinken und Wurst hing und auf dem untersten Bord eines Regals die Grapen, Kochtöpfe und Bratpfannen standen, lag der Vorratskeller. Speisekammer und Flur hatten zunächst keine elektrische Beleuchtung.

Das Zimmer, in dem meine Großeltern und wir fünf Geschwister in vier Betten schliefen, war gleichzeitig auch Wohnzimmer. Die Betten waren reichlich mit selbst gestreiften Gänsefedern gestopft, Strohsäcke dienten als Matratze. Ein Nachttopf war den Großeltern vorbehalten, ein zweiter uns Kindern. Auch in kalten und verschneiten Nächten mussten wir im Notfalle zu unserem etwa 30 Meter vom Haus entfernten Plumpsklo oder in den warmen Kuhstall.

In der Mitte des Zimmers stand unter einer mit bunten kleinen Perlen behangenen Deckenlampe ein Tisch, von dem stets eine Decke mit langen Fransen herunterhing. Der aufgemauerte und braun verputzte Ofen war von der Küche zu heizen. Vor ihm befand sich eine selbst gezimmerte und ziegelrot gestrichene Bank mit bis zu vier Plätzen. So breit wie die Sitzfläche der Bank waren auch deren Füße aus einem ausgesägten und nach oben spitzen Dreieck. Dazu gehörte eine schon gut gebraucht aussehende

kleine Rutschbank, die hauptsächlich als Sitzplatz für Kinder leicht und in kleinste Lücken zu verrutschen war.

Auf dem Holzfußboden des elterlichen Zimmers lagen Teppiche. Auf dem Tisch, der so dunkel wie das Bett gebeizt oder gestrichen war, lag immer eine braunbeige und mit goldenen Fäden durchwirkte Decke, und darauf stand vom Herbst ab oft monatelang eine Glasschale mit Zierkürbissen. Zwischen den beiden Fenstern zur Straßenseite hing in einem dunklen Rahmen ein großer Spiegel, vor dem Mutter sich oft stehend ihr langes schwarzes Haar kämmte und danach ihre dicken Zöpfe flocht, die hinten rund gelegt und mit einer langen Nadel gesteckt wurden.

Unter dem Spiegel stand ein kleines Schränkchen und darauf lag ein weißes Häkeldeckchen unter einer kleinen Glasschale für Mutters Utensilien zur Haarpflege, für eine Flasche Kölnisch Wasser und die auch immer vorhandene Schachtel Nivea Creme, die Bruder Otto Sonntag auch als Haarpomade nutzte. In dem Schränkchen bewahrte ich einige Bücher aus dem Nachlass des Gutsinspektors Balzer. Darunter befand sich auch eine großformatige und reich bebilderte Prachtausgabe über den Weltkrieg 1914–1918, die ich immer wieder zum Lesen und Durchsehen nutzte. Meistens lag ich dabei auf dem Fußboden.

Über dem Bett der Eltern hingen zwei größere Bilder, am Kopfende eines mit einer auf Wolken schwebenden Engelschar und seitlich ein gesticktes Bild mit einem in der Abenddämmerung röhrenden Hirsch in einem langformatigen achteckigen vergoldeten prächtig breiten Rahmen. An den Wänden des Wohn-Schlafzimmers für die Großeltern und uns Kinder hingen die Fotos der drei im Ersten Weltkrieg gefallenen Brüder meiner Mutter, Otto, Paul und Albert Mischke und neben dem Ofen ein Abreißkalender mit den täglichen Sinnsprüchen auf der Rückseite, die an langen Abenden oft von Vater oder Großvater vorgelesen wurden.

Wand-schmuck

Ein bronziertes Gipsrelief des Kopfes von Adolf Hitler hing in einem der beiden Zimmer mal hier, mal dort. Als Pimpf hatte ich es in den vierziger Jahren als damals begehrenswertes Kunstwerk entweder selbst erworben oder geschenkt bekommen.

Im Zimmer meiner Eltern stand neben dem Ofen eine Chaiselongue. An der Stirnseite des Ofens gärte im Winter Vaters Wein aus Roggen, Zucker, Wasser und Hefe in einem Glasballon von 25 Litern. Er war mit Stroh ummantelt und stand in einem hohen Korb aus Weidengeflecht, der ihn vor Stößen und Kälte schützte. Im gärenden Wein schossen die Körner zeitweise mit großer Geschwindigkeit umher. In einer gekrümmten Glasröhre, die durch den

Roggen-wein

großen Korkstopfen am Ballonhals führte, blubberte es dann und verlockte immer wieder zu langem Zuschauen und Zuhören, gelegentlich auch zum Riechen an der Röhre.

Den ausgegorenen Wein zog Vater an einem Sonntagvormittag auf Flaschen und verkorkte sie, dass es nur so fluppte und quietschte. Ich sah und hörte dabei gerne zu. Der aus hellem Buchenholz gedrechselte Flaschenkorker wirkte immer wie gerade gekauft. So gut pflegte Vater ihn.

Wasser holen und trinken

Wasser holten wir in verzinkten Eimern von einer etwa 50 Meter entfernten Gemeinschaftspumpe. Die Eimer hingen an Ketten von einer über der Schulter liegenden selbst gemachten Trage und wurden in der Küche neben dem Herd auf einer Bank abgestellt, deren runde Füße aus Ästen bestanden, die aber mit dem Zieheisen auch an den Knorren geglättet worden waren. Darüber baumelten an den Haken eines graublau emaillierten Blechschildes immer die Kellen, mit denen das Wasser geschöpft wurde und aus denen wir auch Wasser tranken. Besser schmeckte das Wasser noch, wenn es direkt aus der Pumpe in die Hände lief und in den Mund gesogen wurde. Im Winter wurden unter der Wasserbank, auf der das gleiche Wachstuch wie auf dem Tisch lag, Torf und Holz zum Befeuern des Ofens gelagert. Das Brennmaterial für den Herd lagerte in einer Holzkiste. Für den Kienspan zum Feuermachen in Herd und

Ofen sorgte Großvater immer so, als könne und dürfe das kein anderer. Holz und Torf waren immer für Jahre vorrätig und deshalb im Gebrauch auch immer knochentrocken.

Waschschüssel und Seife

Unsere weiß emaillierte und blau geränderte Waschschüssel stand im Flur auf einem aus Rundeisen geschmiedeten und schwarz lackierten Ständer. In einem Ring unter der Waschschüssel steckte das Schälchen für Seife, Handwaschbürste und den hellgrauen Bimsstein in der Form eines stilisierten kleinen Igels. Mit ihm konnten besonders hartnäckig verschmutzte Schwielen an den Händen gereinigt werden. Der größere Ring weiter unten im Ständer diente nur der Standfestigkeit.

Kernseife, Schwimmseife und Eigenbau

Wir wuschen uns – so ist es mir in Erinnerung – mit Kernseife, während des Krieges mit rationierter farbiger Schwimmseife oder mit selbst fabrizierter Seife. Sie wurde aus Seifenstein und Knochen gekocht. Es stank dann fürchterlich im und ums Haus. Aber diese Seife war qualitativ besser als die blau, gelb, grün und rosa gefärbte Schwimmseife. Hände reinigten sich aber auch beim Kneten des Schweinefutters von gekochten Kartoffeln, Wasser und Schrot.

Das Schmutzwasser wurde auf den unmittelbar an den Hauseingang grenzenden Kartoffelacker oder an den Zaun zum Gemüsegarten geschüttet.

Hausflur

Im Flur hingen rechts an der Tür zur Küche die Handtücher, links war eine Holzleiste mit Kleiderha-

ken angebracht. Solche Haken waren auch auf dem Blatt der Tür befestigt, die vom Flur ins Zimmer der Eltern führte. Von der Innenseite des Zimmers war die Tür aber mit einem Möbel zugestellt.

Irgendwo im Flur stand immer Vaters selbst gezimmerter und schon etwas älterer Stiefelknecht. Wenn er im Winter zu lange brauchte, um mit den wärmenden dicken Fußlappen aus den Stiefeln zu kommen, konnte man ihm behilflich sein und mit den Händen kräftig auf die Stiefelspitze drücken oder mit einem Fuß vergnüglich dagegen halten. Das war dann auch Anlass für einen der sonst nur spärlich geführten kleinen Wortwechsel.

Gerüche im Haus, auf dem Boden

Torf- und Holzfeuer verbreiteten ihre unterschiedlichen Gerüche im Haus. Wie gerne wüsste ich noch, ob wir am Küchentisch auf Bänken oder auf Stühlen saßen, wo der Schrank für das Geschirr stand.

Heuboden und Räucherkammer

Vom Flur führte eine holzverschalte Treppe auf den Hausboden. Die Tür zum Treppenaufgang, die Treppe und die Verschalung waren wie die Wasserbank und der Herd in der Küche mit einer hellen rotbraunen Farbe gestrichen, die den Ziegelsteinen des Fußbodens ähnelte. Auf dem Hausboden hatte Vater durch einen Bretterverschlag noch Platz für Betten unserer ständigen Berliner Sommergäste geschaffen: für Onkel Emil, Tante Grete und Cousine Ruth. Primär war der Hausboden aber Heuboden und ab Herbst auch die Obstlagerstätte. Auf ihm

befand sich außerdem die Räucherkammer für Wurst, Schinken, Spickbrust und Fische. Holz, Sägespäne, Torfstücke und Wacholder lagerten als Räuchermaterial in einer offenen Kiste daneben. Räucherkammer und der mit Sand bestreute Küchenfußboden hatten jeweils ihre unverwechselbaren raumfüllenden Gerüche.

Viehstall und Schuppen

Zum Landarbeiterhaus gehörten auch Gehöfte für zwei Kühe, Schweine, Geflügel und Kaninchen sowie Schuppen für Holz, Torf und Gerätschaften. Bei Dunkelheit wurden die Gehöfte mit einer Laterne betreten. Anfang der vierziger Jahre elektrifizierte man aber auch sie.

Viehwirtschaft

Schweine, Gänse, Hühner und Enten durften in beliebiger Zahl zur Selbstversorgung und zum Verkauf gefüttert werden. Eine zweite Kuh durfte gehalten, musste aber vor dem ersten Kalben verkauft werden. Vorübergehend stand in unserem Kuhstall auch noch eine mächtige hellbraune Ziege mit großem Euter. Ich musste damit eines Tages zum Ziegenbock nach Groß Nossin und sie danach bei infernalischem Bockgestank an der kurzen Leine wieder nach Klein Nossin zurückführen.

Vor dem Kuh- und Schweinestall türmte sich der Misthaufen, auf dem auch Gartenabfälle landeten und Vater den Inhalt aus unserem Plumpsklo vergrub.

Hausgarten

Unmittelbar am Hause lag ein halber Morgen Ackerland, der für Gemüse, Frühkartoffeln, Apfel-, Pflaumen-, Kirsch- und Birnenbäume sowie Beerensträucher genutzt wurde. Vor der Küche wuchsen im Sommer der intensiv riechende Dill für den Gurkensalat und saure Gurken, der Schnittsalat, der mir damals mit süßer Sahne und ausgelassenem Speck immer besser als der seltener angepflanzte Kopfsalat schmeckte, die Tomaten, die mit Zwiebeln, Salz und Pfeffer aufs Butterbrot kamen und nicht als Salat angemacht und gegessen wurden, die Stangenbohnen, die Schwarzwurzeln und die Pfefferminze für den Tee. Möhren, Rote Beete, Wirsing-, Rot-, Weiß- und Blumenkohl, Kohlrabi und Radieschen waren ebenso versammelt wie Petersiliewurzeln, Schnittlauch, Schalotten, Sellerie, Porree, Dicke Bohnen, Kürbis und Erbsen, denn der eigene Garten musste die Versorgung über das ganze Jahr sicherstellen. Aber auch Dahlien, Stiefmütterchen, Astern, Tagetis und Vergissmeinnicht wuchsen und blühten im Garten. Unmittelbar vor der Küche und dem Hauseingang ließ Mutter immer Wicken und Zierkürbisse am Staketenzaun ranken.

Bargeld und Deputat

Bruder Otto wusste noch zu berichten, dass der Stundenlohn eines Klein Nossiner Landarbeiters vor Kriegsende sieben Pfennige betrug. Dazu kamen als Deputat die freie Wohnung nebst Nutzung der Nebengebäude, ein halber Morgen Ackerland am

Hause, weitere eineinhalb Morgen Ackerland, zwei Wiesen, acht Raummeter Holz pro Jahr, vier Tage zur Torfgewinnung, Stroh für Kuh- und Schweinestall, außerdem zwölf Zentner Roggen und vier Zentner Hafer oder Gerste. Sofern ein zweiter Familienangehöriger als Gutsarbeiter tätig wurde, erhöhten sich diese Deputate um die Hälfte. Eingeschlossen waren darin eine Kuh- und Gänseweide und die Gestellung eines Backofens nebst Heizmaterial sowie täglich ein bis zwei Liter Milch, wenn die Kuh vor dem Kalben trocken stand.

Trotz wiederholter Recherchen ist es mir nicht gelungen, in Bibliotheken und Archiven einen hinterpommerschen Landarbeitertarif ausfindig zu machen, der im Detail die Vergütung nach Bargeld, Deputat und der Zahl der beschäftigten Familienangehörigen regelt.

Die Sprache

In der Familie und im Dorf wurde hinterpommersches Platt gesprochen. Der Gutsbesitzer von der Marwitz wurde mit „Herr Rittmeister“ angeredet, seine Frau als „Gnädige Frau“. Ob diese Anreden von allen Gutsarbeitern und deren Angehörigen und auch von den Bauern verwandt wurden, habe ich nicht mitbekommen und auch im Nachhinein nicht in Erfahrung bringen können.

Was bis zum Tage meiner Einschulung im Jahre 1936 an hochdeutscher Sprache an mein Ohr gedrungen ist, vermag ich nicht zu sagen, möglicherweise

Abends am Teich in der Waldkatze

Abends am Waldrand,
wenn die Weise im Dämmer verschwebt
und von dem nahen Teich
mählich der Nebel sich hebt

ist's uns, als schauten wir stumm
in ein verzaubertes Land,
wo der rätselnde Blick
selten die Antwort fand.

Plötzlich sind sie dann da,
furchtlos wie niemals im Licht! —
Trug nicht im Paradies
Erde ein gleiches Gesicht? Otto Nisch

Krischan vertellt:

Dat Baaftlopen

Wenn wi Kinner taum arstemoal baaft rümmerlope künne, den wüßt wi: nu is de Soamer dor! Männig Johr meint de Sünn dat ower ok all im Fröhjohr gaut mi us, denn güng wi all im April un Mai ohn Strümp un Schauh rümmer. Ower arst im Juni was dat so wiet, dat wi jerer Dag baaft gauhe künne, ohn us tau verkühlen.

Bi us im Dörp leipe wi ok in de Schaul, ohne wat an de Feut tau hewwe, blot de ganz fine Mäkes trucke wol Pantüffel an. Ower bim Ünnerricht stellte sei ehre Pantinen all bisiet, un denn mopste wi Junges sei heimlich un kettelte de Mäkes ünner de Feut.

Wenn denn de Ferien anfängte, denn leipe wi ok in Regen un Wind platschbaaft rümmer, of im Sand orer up dem Meß, of im Fild orer Wold, im Stall orer im Haus. Un bol harr wi so'n dick Hornhuut ünner de Fautsoahl, dat us kein Stein un kein Doorn mehr wat anhewwe künn.

Blot baaft up einem Stoppelfild tau lope, dat müßt wi arst lehre, denn dat kratzt ok noch de hartest Hornhuut mit de Tiet up. So müßt man sik 'ne eijene Gang tauläge, wenn man lang ower Stoppel gauhe müßt, so bim Köh orer Geus'heure. Doar man de Feut nich von boawen doal sette künn, müßt man Faut för Faut scheje de Stoppeln sette un sei flach (in manche Orte sä man för flach ok „sied") anne Erd langschuwe.

Jo, dat Baaftlopen was mit dat Schönste, wat dat tau Huus gaww. Un wenn man nu as üllerhaftig Minsch mit moderne spitze Schauh dürch de Stadt gauhe mutt, denn denkt man männigmoal: „Wenn du nu doch Strümp un Schauh uttrecke un baaft rümmerlope künnst!" Doch wat würe de annere Minsche wol dortau säje? Un denn füllt eim in: „Jo sin dien Feut denn öwerhaupt so gaut wosse, dat du sei öwerall vorwiese kannst un jerer sei geern ankieke mag?" Vom Feutwasche will ick gor nich arst anfänge. Denn dor füllt einem denn gliek in, wooft man heimlich mit dreckige Feut un verschmeerte Bein int Berr küppt is in siene Jugend, bevor de Üllern ei'm an de Ohre ut dem Berr rutehoalte un ei'm ünner de Woaterkroan schupste!

Autor dieser ab 1929 in der Zeitung für Ostpommern erschienenen plattdeutschen Vertellsels war der 1912 geborene Walter Pigorsch aus Vietkow, Kreis Stolp. Den oben auszugsweise stehenden Nachdruck eines dieser Vertellsels entdeckte ich mit großer Wiedersehensfreude im Jahre 2007 im Stolper Heimatblatt, Jahrgang 1963, Seite 283, nachdem ich bereits im Jahre 2000 in einem Zeitungsarchiv nach einer Spur dieser Vertellsels irrtümlich in der Stolper Grenz-Zeitung gesucht hatte.

sind es hochdeutsche Texte der Weihnachts-, Volks- und Kirchenlieder gewesen. Gegenwärtig ist mir noch, dass wir zu Beginn der Schulzeit unter uns acht Erstklässlern – vier Jungen und vier Mädchen – unbekümmert plattdeutsch gesprochen haben. Daran ergötzten sich die schon sprachgewandteren Schüler, deren Rolle wir dann bald selbst einnehmen sollten.

Mit meinem Opa habe ich in der Tageszeitung gerne die plattdeutschen Texte „Krischan vertellt" gelesen. Plattdeutsch wurde auch gesprochen, wenn die Eltern und Großeltern im Sommer nach Feierabend oder an Sonntagen nachmittags zusammensaßen und erzählten. Meistens hatten dann die Männer das Wort. Sie redeten von ihren Erlebnissen im Ersten Weltkrieg, vor allem von den Gegenden und Ländern, die sie dabei kennengelernt hatten. Bei Frauen und Kindern, die kaum die Dorfgrenze überschritten, fanden sie damit immer interessierte Zuhörer. Zu solchen Runden gehörte eine Flasche Bier, für Frauen und Kinder hin und wieder auch eine Flasche Malzbier; in größerer sommerlicher und sonntäglicher Runde beförderte sogar ein vom Fass gezapftes Bier die Geselligkeit. An eine solche Runde unter der großen Esche vor unserem Hause mit den Nachbarn Pallas und Kayser erinnere ich mich noch in vielen Details.

Vater als Soldat im Ersten Weltkrieg 1914

Von Vaters Kriegserlebnissen sind mir seine Erzählungen von Varna am Schwarzen Meer im Gedächtnis geblieben, weniger wegen ihres Inhalts als dadurch, dass ich Varna im Atlas aufsuchte und mich später immer daran erinnerte, wenn ich auf eine Karte mit dem darauf abgebildeten Schwarzen Meer schaute. Das ist bis auf den heutigen Tag so geblieben. Oft habe ich den Zusammenhang seiner an die Erwachsenenrunde gerichteten Erzählungen nicht verstanden, weil er dabei Kenntnisse über Personen, Zusammenhänge und Ereignisse voraussetzte, die mir fehlten und die ich mir nicht zusammenreimen konnte. Fragen und Antworten zum Verständnis gab es nicht.

Vaters Erzählungen

Ob Vaters Feldpostkarten und -briefe aufbewahrt wurden? Ob er während seiner Soldatenzeit hochdeutsch sprach oder in einer hinterpommerschen Einheit auch von nur plattdeutsch sprechenden Kriegskameraden umgeben war, in der militärische Befehle auch plattdeutsch erteilt wurden?

Ob Vater auch wie andere Männer im Dorfe priemte? Er schnupfte Tabak, den er sich aus einem verschließbaren kleinen Horn auf den linken Handrücken von Zeigefinger und Daumen stieß. Ob er besonderen Gefallen am Schnupfen hatte oder es tat, weil es preiswerter und während der Arbeit praktischer war, als Zigaretten zu drehen oder Pfeife zu stopfen? Vielleicht verboten die Arbeiten während

Tabak rauchen, priemen und schnupfen

der Getreide- und Heuernten, beim Dreschen oder beim Transport von Stroh und Heu das Rauchen zu vielen Zeiten, sodass es deshalb prinzipiell unterlassen wurde. Großvater rauchte hin und wieder eine Zigarre.

Kleidung und Kleiderpflege

Strümpfe, Handschuhe, Schals und Pullover wurden aus Schafwolle gestrickt. In fast jedem Haushalt gab es auch eine Nähmaschine, mit der Kleidung für Jung und Alt hergestellt wurde.

Schnittmusterbogen kamen im Abonnement, und wenn mit der Post wieder neue eingetroffen waren, wurden mit Nachbarinnen Varianten für einen vorhandenen Stoff erwogen und Stoff und Schnittmuster zum Anschauen oder Ausrädern auf dem Tisch oder Fußboden ausgebreitet. Manchmal wurde auch der Katalog vom Versandhaus Josef Witt aus Weiden nach Anregungen für einen neuen Schnitt durchblättert und besprochen. In die damals für uns Kinder in Hinterpommern stets etwas zu groß genähten neuen Kleidungsstücke mussten wir meistens über längere Zeit hineinwachsen und ebenso erst wieder herauswachsen, bevor neuer Stoff gekauft und vernäht wurde. Anzüge, Hosen, Jacken und Mäntel wurden aber auch gewendet und erforderlichenfalls zu kleineren Größen umgearbeitet.

Vater und Großvater zogen zum Kirchgang immer ihren vom Schneider gefertigten guten blauen Anzug an, der wohl ein Leben lang modisch blieb und

getragen wurde. Montags lüftete und bürstete Mutter dann die Anzüge bei gutem Wetter draußen vor der Tür, bevor sie wieder in den Schrank gehängt wurden.

Um kleinere Flecken auf Kleidungsstücken zu beseitigen, tunkte sie bei Bedarf die Kleiderbürste in Muckefuck, der immer auf einer Untertasse zum Bürsten bereitgestellt war. Man konnte ja nie wissen.

Nähen, stricken, flicken, stopfen, von Hand waschen und die Wäsche an der Brücke über die Schottow klar spülen, mit einem Holzkohle-Eisen bügeln und sich überall vorsehen und alles Gute möglichst wenig benutzen, damit es lange hielt, spielte stets eine bedeutende Rolle für die Lebenshaltung in der Familie.

Holzkorken

Von Mai bis September liefen wir Kinder auch zur Schule meistens barfuß, sonst hauptsächlich in Holzpantinen, den Holzkorken, Hulttuffele oder Hultkoarke, seltener in gekauften Jesuslatschen. Sonntags durften Schuhe getragen werden, und man musste sich überhaupt besser anziehen, besonders wenn es – zu Fuß an der Schottow entlang – nach Groß Nossin in die Kirche zum Kindergottesdienst ging.

Zur Konfirmation

Jungen erhielten zur Konfirmation den ersten Anzug mit langen Hosen. Neben anderen Geschenken erhielt ich im März 1944 zu meiner Konfirmation einen braunen Anzug, den meine Mutter mit mir im

Kaufhaus Zeeck in Stolp gekauft hatte. Dazu gehörten die ersten Halbschuhe, jeweils farblich passend ein Hemd, Hosenträger, Manschettenknöpfe, eine Krawatte, Krawattenhalter, Ärmelhalter, Strumpfhalter und Strümpfe, die ich mir bei Zeeck teilweise selbst als Geschenke meiner Eltern und Verwandten aussuchen konnte. Alle Geschenke waren am Tage der Konfirmation auf dem Tisch im Zimmer meiner Eltern ausgebreitet und zu bewundern. Ich war von der im Geschmack meiner Mutter farblich abgestimmten neuen Garderobe sehr beeindruckt. Nachhaltig sind Vorstellungen von Art und Weise meiner Kleidung davon geprägt worden, wenngleich ich mich bei der Wahl der Garberobe zunehmend häufiger von meiner Frau beraten ließ.

Bis zur Konfirmation trugen Jungen nur kurze Hosen. Die dann in der kälteren Jahreszeit erforderlichen langen Strümpfe waren selbst gestrickt, sie wurden von Strumpfbändern an einem ebenso selbst genähten Leibchen gehalten.

Opas Schuhe

Gleich rechts neben dem Treppenaufgang lagen auf unserem Hausboden viele noch gut erhaltene Schuhe und Stiefeletten meines schon über 80-jährigen Großvaters. Ich staunte, dass er so viele schöne Schuhe getragen und noch gut erhalten aussortiert hatte. Vor lauter Ehrfurcht über seinen guten Geschmack fragte ich aber nicht, weshalb er diese Schuhe nicht mehr trage.

Großvater flocht unsere Körbe und Kiepen aus Wurzeln von Tannen oder Kiefern. Einmal konnte ich am Mühlenberg zusehen, wie er die Wurzeln aus dem Waldboden zog und gleich mit seinem Taschenmesser aufspaltete. Holzpantinen aus weichem und leichtem Holz von Pappeln und Birken fertigte Großvater mit einem Zieh- und ein paar Stemmeisen. Das dafür notwendige Leder wurde von abgetragenen Pantinen genommen oder aus abgetragenen Schuhen oder Stiefeln herausgeschnitten. Schuhe durften nur geputzt weggestellt werden; unter dem Treppenaufgang zum Hausboden hatten sie ihren Platz.

Körbe und Holzpantinen

Für die Landarbeit gab es Arbeitsschuhe und Stiefel, Schauh ouh Stäwele. Die abgetragenen wurden zu Holzstiefeln – Stiefeln mit Lederschaft und Holzsohle – umgearbeitet und sehr vorteilhaft im Winter genutzt. Bei Schnee und Kälte wurden die Füße in den Stiefeln und Arbeitsschuhen durch Fußlappen, Zeitungspapier oder Stroh zusätzlich warm gehalten.

Wirtschaftliche Tätigkeit hatte im Bewusstsein der Familie in erster Linie die Sparsamkeit und Selbstversorgung zum Ziel. Der Verkauf von erwirtschafteten Produkten wie Eier, einer Kuh oder eines Schweins war aber auch immer ein lebhaft erörtertes Thema bei Tisch und zwischen Nachbarn. Rüben, Kartoffeln und Wruken – die fast ausschließlich

Primärer Erwerbszweck

angebauten weißfleischigen Steckrüben – wurden für Mensch und Tier eingemietet. Ob auch Kartoffeln verkauft wurden, erinnere ich nicht mit Sicherheit.

Selbstversorgungsstrategien

Obst wurde auf dem Boden gut temperiert eingelagert und im Backofen getrocknet, Gemüse im Keller unter der Speisekammer und in Erdkellern aufbewahrt, Fleisch, Wurst und Pilze eingeweckt; Beeren ebenfalls eingeweckt, zu Saft verarbeitet und getrocknet, es wurde Marmelade und Butter hergestellt, geschlachtet, Fleisch gepökelt sowie Wurst und Schinken in der Kammer auf dem Hausboden geräuchert. Eine im Innern mit Blech ausgeschlagene große Kiste neben der Räucherkammer enthielt in den Kriegsjahren besonders schmackhafte und stärker gepfefferte kleine Dauerwürste, die hergestellt wurden, um sie meinem Bruder in Feldpostpäckchen nach Russland zu schicken. Um diese Würste selbst herstellen zu können, wurde zusätzlich vom Schlachter Teifke in Groß Nossin Rindfleisch hinzugekauft, das Vater bestellte und ich zuletzt einmal abholen durfte.

Schweine schlachtete unser Nachbar Artur Pallas. Wahrscheinlich hatte nur er einen dafür nötigen Trog, in dem ein Schwein zum Abschaben der Borsten gebrüht wurde. Kaninchen und Geflügel schlachteten Großvater und Vater.

Auf einem Hauklotz, der neben dem Kaninchenstall unter der Hoflinde stand, enthauptete Vater an

einem Sommerabend einmal einen als Sonntagsbraten ausersehenen Hahn und warf ihn zur Seite. Zu unser aller Erschrecken flog er dann im hohen Bogen kopflos über unser Haus. Manche Dinge vergisst man nicht und weiß nicht warum.

Festessen

Ein besonders festliches Ereignis war das Abendessen am Sonntag, wenn im Sommer unsere Berliner Verwandten mit am Tisch saßen. Dann stand auch Weißbrot und in einer Thermoskanne Kakao auf dem Tisch, neben dem hellen Bier auch das Malzbier für Frauen und Kinder, duftender Tilsiter und Schweizer Käse, in der runden Holzschachtel der Camembert Stolper Jungchen und für alle Fälle auch Mostrich. Da aus der eigenen Wirtschaft Eier, Milch, Butter, Schmalz, Quark, Wurst und Schinken immer vorhanden waren, zog ich gekaufte Nahrungsmittel wie auch Weißbrot dem mit Sauerteig selbst gebackenen Brot aus Roggenmehl und Buttermilch vor. Und Stuten, Amerikaner, Schnecken und Mohnstriezel, die der Bäcker am Freitag oder Sonnabend ins Dorf brachte, waren schon als Menge interessanter anzusehen als Mutters Kuchen und Steinofengebäck für die Familie.

Berliner Sommerfrischler

Unsere Berliner Verwandten sammelten mit Vorliebe Blaubeeren. Sie halfen alle drei freudig bei der Heuernte. Sie liebten den frischen Heuduft über alles, auch nachts, wenn sie auf dem Heuboden in ihrem Bretterverschlag schliefen.

Blick auf die alte Mühle mit Gänseweide an der Schottow

Sie sonnten sich aber auch gerne und ausgiebig beim Baden im Bach oberhalb der Gänseweide oder im Waldsee mit seinen angrenzenden Kuhweiden links und rechts des Weges nach Malenz und Neu Jugelow und Tante Grete schwärmte für die Pfefferminze aus unserem Garten. Sie saß bei Sonnenschein schon vormittags gerne am Abhang vor unserem Hause an der großen Esche und genoss und kommentierte den Duft der dort weit verbreiteten Kamille.

Wenn die Berliner bei uns in der Sommerfrische waren, musste Mutter manchmal für zwölf Personen kochen. Wie wir dann an unserem Esstisch in der kleinen Küche Platz finden konnten, vermag ich mir bis heute nicht vorzustellen. Ich erinnere auch nicht, wie das Geschirr und Besteck aussahen, mit dem der Tisch gedeckt wurde.

Buttern

Gebuttert wurde anfänglich in einem Holzfass mit einem Stampfer, später in einem Holzfass mit einer Drehkurbel. Auch die gleichzeitig gekaufte Zentrifuge wurde so betätigt. Ihr Betrieb verursachte ähnliche Geräusche wie ein Brummkreisel, sodass ich sie in der ersten Zeit auch gerne im Leerlauf drehte. Vater war wohl sehr stolz, als er im Jahr 1938 die beiden Maschinen eines Mittags für alle Anwohner sichtbar durchs Dorf fuhr, sie dann zu unserer Freude montierte und in Betrieb setzte. Ich habe sie besonders als schön gestaltete Objekte geschätzt.

Vor dieser maschinellen Ausrüstung unserer häuslichen Milchwirtschaft gewannen die Eltern die Sahne zum Buttern, indem sie die obere Schicht von der erkalteten Milch abpusteten. Zog im Sommer ein Gewitter auf, war das Buttern mit dem Stampfer besonders langwierig. Es bildeten sich dann oft nur kleine Butterperlen in der Sahne, aber die Butter klumpte nicht.

Fertige Butter wurde gesalzen und dann in einem geschnitzten Model abgestrichen. Das etwa ein halbes Pfund schwere rechteckige Stück kam mit geriffelten Seiten und mit geprägtem Rosenrelief auf den Tisch.

Aus der Speisekarte

Während meiner Kindheit verschmähte ich manche Lebensmittel und Gerichte total oder aß davon nur mit äußerstem Widerwillen:

– Schinken mit sichtbaren Sehnen
– Wurst/Sülze mit sichtbaren Schwarten
– Gulasch mit kleinen Sehnen oder Knorpeln
– Geflügelgerichte, die Hautstückchen enthielten
– fette Speckstücke in Bratkartoffeln
– Schwarzsauer aus Gänseklein, Backobst, Kartoffelklößen sowie einer Portion mit etwas Mehl angerührtem Gänseblut, süßsauer abgeschmeckt

Zahlreicher waren dagegen die Lieblingsgerichte aus der Küche meiner Mutter und Schwester:

– Rouladen mit Pfifferlingen und Möhren

- Bratkartoffeln mit Pfifferlingen
- Steinpilze und Pfifferlinge, die gekocht und erkaltet in Speck und Zwiebeln gebraten, gesalzen, gepfeffert, mit Petersilie oder in dem etwas angedickten Sud als Ragout mit gekochten Kartoffeln serviert wurden
- Kaninchenbraten mit Möhren
- Hühnersuppe mit Möhren, Sellerie, Petersilienwurzeln
- Erbsensuppe mit altem mageren Knochenschinken
- Eintopf aus grünen Bohnen, gewürfelten Möhren, Sternchen- oder Buchstabennudeln, Knochenschinken
- Wrucken, einen Eintopf aus diesen weiter vorn schon erwähnten weißen Steckrüben, Kartoffeln und dem Geschmack von mitgekochtem Gänseklein
- braun gebratene Stücke vom Schweinefilet mit braun gebratenen kleinen Pellkartoffeln und darüber gestreuter Petersilie am Abend nach dem Schlachten
- gebratene Grützwurst in Scheiben, an Wintertagen nach dem Schlachten aus Buchweizengrütze, Wurstsuppe, Kartoffeln mit viel Gewürz hergestellt und braun gebraten aufgetischt
- Gänseflomen aus Gänse- und Schweineschmalz mit reichlich Majoran und anderem Gewürz zubereitet

- Süßwasserfische in Aspik mit Möhren und nicht zu großen Petersiliewurzeln
- Dicke Bohnen/Schweinebohnen oder Schwiensbohne mit dem Geschmack von ausgebratenem Speck, feingeschnittenen Schalotten, Petersilie
- Kliet un Fiege, Kartoffelklöße und Feigen/Trockenobst mit ausgebratenem durchwachsenem Speck
- Flinsen, Kartoffelpuffer mit Zucker und Muckefuck
- Grießbrei oder Milchreis mit Blaubeer-/Kirschsuppe
- erkaltete Kartoffelklöße in Scheiben geschnitten und in Butter braun gebraten

Schwiensbohne schmeckten am besten, wenn man sie an schönen Sommerabenden zusammen mit anderen Kindern aus einer großen Tasse auf der Dorfstraße essen konnte.

Die Versorgungsnot der Nachkriegszeit und die grundlegend gewandelten gesellschaftlichen Bedingungen für Ernährung und Hauswirtschaft haben meine Vorlieben und Abneigungen gemildert, auch verändert. Aber die in der Kindheit ausgebildeten Präferenzen für Essen und Trinken sind weiterhin unauslöschlich wirksam. Den auf meiner Zunge abgelagerten Geschmack und den in meiner Nase haftenden Geruch dieser Speisen aus unserer Küche

treffe ich trotz sorgfältigen Bemühens aber selbst dann nicht, wenn ich meine, nach Familienart gekocht und gebraten zu haben. Vielleicht fehlen zu dem erinnerten Geschmack und Genuss das ärmliche Ambiente unserer Küche, die Stimme und die Bewegungen meiner Mutter und unser Plattdeutsch, auch das einfache Besteck, mit dem wir aßen, das Wasser aus der Pumpe oder die in der Küche aufgestiegene Wärme und der Geruch des Holzfeuers im aufgemauerten Herd und das Geklapper der Eisenringe, die von Mutter wieder auf die beiden Feuerstellen gezogen wurden, nachdem sie die Töpfe mit dem fertigen Essen vom Herd genommen hatte.

Spiegeleier in brauner Butter

Von unseren Berliner Verwandten habe ich die mit ihrem Akzent vorgetragene Vorliebe für das morgendliche Spiegelei in brauner Butter mit Schnittlauch übernommen. Noch heute bereite ich es nach deren Vorbild dann und wann in einer großen Pfanne zu, in der höchstens zwei Eier gleichzeitig in reichlich Butter gebraten werden, damit sich auch das aufgeschlagene Eigelb gut verteilen und bräunen kann. Zum Schluss werden die Spiegeleier – wenn man die Pfanne schon vom Herd genommen hat – noch kurz in der braunen Butter gewendet, danach mit der Bratseite nach unten zu einer Schnitte Weißbrot oder frischem Roggenbrot serviert, mit dem Rest der braunen Butter übergossen und zuletzt mit Schnittlauch bestreut.

Pellkartoffeln und Salzhering

Pultuffele un Hering to äte, haben oft die Eltern vorgeschlagen, wenn mittags darüber gesprochen wurde, was am Abend auf den Tisch kommen sollte. Am Nachmittag konnten dazu vom Kolonialwarenhändler Max Bartsch Salzheringe aus dem Fass geholt werden, die ausgenommen, enthäutet und zum Entsalzen noch einige Stunden gewässert werden mussten. Es gab sie in unterschiedlichen Größen, und sie kosteten nur ein paar Pfennige das Stück.

Klimpern am Abend

Am Abend standen aber auch häufig Bratkartoffeln und Milchsuppe mit Klimpern auf dem Tisch. Sie wurden aus Mehl, Eiern und Milch hergestellt, wobei die noch relativ flüssige Masse aus einem Löffel in die kochende Milch getröpfelt wurde und so die unterschiedlich geformten und großen Nudeln als unsere Klimpern entstanden. Gelegentlich ist aber auch nur ein Brei aus Wasser und Mehl in die Milch geklimpert worden, wie meine Schwester sich noch erinnert: „Vielleicht, weil es schnell gehen sollte oder was weiß ich, weshalb noch.“ Milchreis mit Zimt, Zucker und ausgelassener Butter wurde dagegen seltener zubereitet. Zum Abendbrot wurde aber oft auch Rührei, unser Eierpenn, gegessen.

Buttermelkstuffele

Ob Buttermilchskartoffeln, ein Eintopf aus gekochten Kartoffeln, Buttermilch und ausgelassenem Speck, nur als Mittagessen serviert oder Pultuffele un Stipp – aus gebratenem Speck und Zwiebeln

zubereitet und mit etwas Mehl angedickt – nur am Abend gegessen wurden, vermag ich nicht mehr zu erinnern. Gewiss kamen mit Milch und Butter angerichtete Stampfkartoffeln, in die kleine Gruben für den ausgelassenen Speck gedrückt waren, nur mittags auf den Tisch. Spiegeleier und frische Buttermilch gehörten dazu. Ob wir die Stampfkartoffeln aus der Schüssel oder vom eigenen Teller aßen, wüsste ich noch gerne.

Kassler Braten

Zur Diamantenen Hochzeit meiner Großeltern am 18. November 1942 hatte meine Schwester wohl zum ersten Male einen Braten geräuchert, ihn dann als Kassler Braten mit Möhren, grünen Bohnen und Rosenkohl zubereitet und im Zimmer meiner Eltern aufgetragen. Duft und Geschmack sind wie Gesichter und Lobeshymnen der Gäste, darunter auch Bürgermeister Artur Grunst und Lehrer Otto Häcker, immer noch in lebhafter Erinnerung.

Kaffee und Kuchen

Sonntag Nachmittag standen zum Kaffee selbstgebackene Kuchen oder Torten auf dem Tisch. Meine Schwester konnte besonders abwechslungsreich und schmackhaft und dekorativ backen, seit sie aus dem Pastorenhaushalt in Groß Nossin in die Familie zurückgekehrt war, um unsere an permanenten Herzbeschwerden leidende Mutter zu entlasten. In Groß Nossin hatte ich sie einmal besucht und mit den Kindern der Familie Behling und der Oma Bielenstein aus Budow Kaffee getrunken. Dazu gab

es mir besonders wohlschmeckendes Gelee von roten Johannisbeeren.

Morgens und nachmittags wurde Muckefuck, Kaffee aus gebrannter Gerste und Zichorie getrunken, der als Kaffee Kathreiner im Handel war. Meistens stellten wir diesen Kaffee in der Röstpfanne, die ich auch mehrmals drehte, selbst her. Die sonntags für den Kaffee verwendeten Kaffeebohnen wurden von einem gelegentlichen Hausierer im Rohzustand erworben, zunächst in Flaschen verkorkt auf dem Ofen gelagert und dann geröstet. Dadurch ließen sich auch wieder ein paar Pfennige sparen.

Tee

Pfefferminze ernteten die Eltern im Garten. Kamille wurde am Abhang vor dem Hause unter der Krone der riesigen Esche gepflückt, Lindenblüten von dem Baum hinter dem Hause, an dem im Sommer meine Schaukel hing.

Alltagsleben

Der alltägliche Rhythmus häuslichen Lebens wurde von der Arbeit des Vaters bestimmt. Früh stand er auf, um das Vieh zu füttern, die Ställe auszumisten, zu melken, die Milch zu zentrifugieren, zu frühstücken und dann zur Arbeit zu gehen. Zeit für Gespräche gab es dabei selten, und wenn, dann galten sie der täglichen Arbeit und der Versorgung von Mensch und Vieh. Ich meine, mich nur an ein oder zwei Gespräche erinnern zu können, in denen der Erwerb einer Siedlerstelle in benachbarten Dörfern erörtert wurde. Solche lediglich anfänglichen

Überlegungen endeten dann aber schon bei den ersten einhergehenden Vorstellungen, die vertraute Nachbarschaft, dörfliche Gemeinschaft und landschaftliche Geborgenheit aufzugeben und wiet wech to trecke.

Eineinhalb Stunden dauerte die Mittagszeit der Landarbeiter, in der vor allem das eigene Vieh versorgt werden musste. Wenn während der Erntezeit auch noch die Sensen zu dengeln waren, geschah das auf eigens dafür angefertigten Bänken im monotonen Hammerschlag gleichzeitig oder etwas zeitversetzt im Umkreis mehrerer Häuser. Anfang und Ende der Mittagszeit bestimmten die unüberhörbaren Schläge des Hofmeisters gegen ein an einer Linde angebrachtes altes Pflugschar, das sogenannte Klappern in der Dorfmitte vor dem Hause des Gutsinspektors.

Auf dem Gut wurden Männer und junge Frauen fest beschäftigt. Sobald die Frauen verheiratet waren, oder wenn sie – wie meine Schwester – in der Familie Hausarbeit leisteten, wurden sie nur unregelmäßig tätig. Oft waren auch bald nach der Heirat mehrere Kinder zu versorgen.

Und wie ein Tag vom Aufstehen bis zum Schlafengehen in den verschiedenen Jahreszeiten für Großeltern, Eltern und Geschwister tatsächlich verlief, haftet auch nicht mehr annähernd deutlich im Gedächtnis. Aber das laute Muhen der Kühe in den

Ställen und auf den Weiden, die Geräusche beim Melken und Buttern, das Klacksen der Kuhfladen auf die Dorfstraße, wenn die Herden von der Weide oder der Tränke in der Schottow zurückkehrten, das Schmatzen der Schweine bei der Fütterung, das „Putt, Putt, Putt“ meines Großvaters beim Füttern der Hühner, das Läuten der Dorfglocke zum Feierabend, zum Sonntag und bei Beerdigungen sind gegenwärtig wie im Hörspiel.

Milch holen

Wenn die Kuh vor dem Kalben trocken stand, holten wir Kinder mittags nach Schulschluss die einem Landarbeiter zustehende Deputatmilch direkt aus dem Kuhstall oder aus der Gutsküche, in der die Mamsell zu unserem Erstaunen immer mit ihren großen Töpfen und anderem Küchengerät hantierte.

Im Kuhstall stand direkt neben dem Eingang links der mächtige Bulle, der seine Liebesdienste nicht nur der gutseigenen Herde gewährte, sondern auch öffentlich und überdies kostenlos den Kühen der Gutsarbeiter, für einen geringen Preis oder gelegentliche Spanndienste wohl auch auf die gleiche Weise den Kühen der Bauern. Von dem Schweizer wurde er dabei an einem Nasenring mit einer Stange geführt. Für uns Kinder war es ein interessantes Schauspiel, wenn dann auch noch der Bulle mit seinem langen Zagel zum Sprung ansetzte.

Verwandtschaften und Nachbarschaften verwischten sich für Kinder auch durch den Besuch der

einklassigen Dorfschule: mehr nachbarschaftliches und gemeinschaftliches Leben und Treiben im Dorf und in der Natur als in der Familie.

Nachbarschaftliches Leben und Wirtschaften

Mit Obst versorgten sich viele Dorfbewohner durch naturalwirtschaftliches Teilen. Wir Kinder suchten zur Herbstzeit kreuz und quer in vielen Gärten nach den besten Kruschken (Birnen), Eierpflaumen und Äpfeln und halfen uns dabei auch gegenseitig in die eigenen Gärten. Besonders beliebt waren die Botterkruschken von Max Bartsch, deshalb aber auch immer gut bewacht. Bei dem Bauern Bremer reizten mich immer die unmittelbar an seinem Gartenzaun stehenden Stachelbeeren zum Naschen.

An Schlachttagen wurden Nachbarn und Verwandte mit Wurst und Fleisch bedacht. Mir schmeckte die gut gewürzte Leberwurst von unserer Nachbarin Else Pallas am besten. Die habe das Rezept aus Kottow, hieß es.

Gänse schlachten

Das war ein ganz besonderer Anlass für gegenseitige Hilfe, weil dabei viele Hände für das Rupfen der Tiere benötigt wurden. Noch gemeinschaftlicher und andauernder ging es dann beim Feddere striepe, dem Federnstreifen an den langen Winterabenden gleich nach Weihnachten zu, an dem sich auch Kinder beteiligen durften. Unter den Weihnachtsbäumen standen dann noch die mit grünen Tannenzweigen und brennenden Kerzen bedruckten bunten

Teller, auf denen Heiligabend zur Bescherung neben eigenen Pfefferkuchen und Plätzchen auch gekaufte und bestreuselte Schokoladenplätzchen, eine Tafel Schokolade, eine Apfelsine und auch mal eine neue Mundharmonika lagen.

Gänsefedern streifen

Feddere striepe verband sich immer mit gemeinsamem Singen. Weil dabei Daunen umherflogen, banden sich die Frauen meistens große selbst genähte Wickelschürzen um und versteckten ihre Haare unter Kopftüchern.

Wintersport

Das größte Vergnügen der Dorfjugend war zur abendlichen Winterzeit das Schlittenfahren auf der Dorfstraße im Geleitzug von der Klapper bis zum Backofen und in der Koppel am Lindenberg bei Licht von Taschenlampen. Unser Schlitten, ein Geschenk unserer Berliner Verwandten, war doppelt so groß wie die anderen und aus exotischem Holz, wahrscheinlich aus Teakholz. Er fuhr im Geleitzug immer an der Spitze, auch wenn ein Geleitzug mal von einem Gespann gezogen oder an einen Ackerschlitten angehängt wurde, mit dem Holz aus dem Wald geholt oder Mist auf die Äcker transportiert wurde.

Brot und Kuchen backen, Obst trocknen

Der Backofen, den wir von unserer Haustüre und vom Fenster des Schlafzimmers unserer Eltern sehen konnten, war der im ganzen Dorf am meisten frequentierte und bedeutendste, vor den Feiertagen immer im Hochbetrieb. Darin wurde für das halbe

Großmutter am Spinnrad, 1942

Meine Schwester und Tante Else am Backofen, 1942

Dorf Brot und Kuchen gebacken, im Sommer Heidelbeeren und Kirschen, im Herbst Äpfel, Birnen und Pflaumen getrocknet. An getrocknete Pilze habe ich keine Erinnerungen. Sie wurden zur Vorratshaltung damals wohl nur eingeweckt.

Am Backofen

Brotteig wurde in einem großen Trog auf einer Schubkarre zum Backofen gefahren. Die Frauen trugen Kuchenbleche unter ihren Armen zum Backofen und nach Hause. Dann verbreitete sich der Kuchenduft entlang der Dorfstraße bis zum Klapperberg. In der aus dem Ofen geholten restlichen Glut buken wir Kinder noch Kartoffeln. Im Winter konnten wir uns zwischen den Schlittenfahrten am Feuer des Backofens aufwärmen.

Dort befanden sich ständig eine Stange mit einem Querholz an der Spitze, mit der die Glut aus dem Ofen gezogen wurde, außerdem eine Patsche, mit deren angefeuchteten Tüchern die Aschenreste aufgenommen wurden, sowie ein Brotschieber, auf dem die Brote eingeschoben und herausgenommen wurden. Das Wasser für die Patsche wurde in alten Zinkeimern mitgebracht, die im ganzen Dorf so verbeult aussahen, als hätten schon mehrere Generationen damit hantiert. Wer in seiner Kindheit das Hantieren mit Zinkeimern erlebt und gehört hat, sollte sich ihren Klang unbedingt wieder auf Erdboden oder Stein zu unterschiedlichen Tageszeiten verschaffen. Ich hantiere zur Sommerzeit manchmal

rund um unser Haus mit einem stark verbeulten Zinkeimer, den Bauhandwerker vor Jahrzehnten zurückließen, und höre den Aufschlag des Bügels auf seinen oberen Rand vergnüglich als vertrautes Echo unvergessener hinterpommerscher Zeiten.

Korres-pondenzen

Welche Verwandten uns, und sei es auch nur zu Geburts- und Feiertagen, schrieben, wie oft uns während des Krieges eine Feldpost von Bruder Otto erreichte, welche Briefwechsel meine Eltern und älteren Geschwister pflegten, erinnere ich nicht mehr.

Bei Arbeit und Dorfleben

Mit allen handwerklichen und landwirtschaftlichen Arbeiten wie pflügen, eggen, säen, drillen, ausmisten, Mist fahren und streuen, Kunstdünger aus der mit einem Schultergurt vor dem Bauch getragenen Zinkschüssel streuen, Rüben verziehen, Gras und Getreide mit der Sense mähen sowie der Planung der täglichen Arbeit wurden Kinder durch Zuschauen und Zuhören vertraut; die frühe Anwesenheit und Mithilfe beim Graben, Pflanzen, Sähen, Jäten und Ernten im Garten, bei der Versorgung des Viehs, bei der Heu- und Kartoffelernte und beim Torfmachen, das Singen und Musizieren im Dorf, Holz hacken und stapeln, Beeren und Pilze sam-

meln, Fischen, Borkenschiffe schnitzen und das Erkunden der großen Wälder prägten die Kindheit im ländlichen Hinterpommern unauslöschlich.

Kartoffeln sammeln

Im Alter von etwa zwölf Jahren half ich bei der Kartoffelernte der Bauernfamilie Bremer und des Gutes. Auf dem Gut hackten und sammelten wir die Kartoffeln in einer Reihe von etwa 30 Frauen, Männern und Kindern und erhielten für jede Kiepe vom Hofmeister Onkel Heinrich eine Wertmarke. Erwachsene sammelten zwei Reihen gleichzeitig; ich begnügte mich mit einer Reihe und war dann immer einige Meter vorneweg. Nach der Ernte wurden die Wertmarken eingelöst und das Kartoffelgeld zur Schule in die Sparkasse gebracht, die jährlich ein- oder zweimal unter Beteiligung aller Schüler vom Lehrer geleert wurde. Dabei wurde ausgezählt, wer die meisten Reichsmark angespart hatte. In diese Sparkasse gelangten auch die ersten selbstverdienten Groschen für gesammelte Pfifferlinge und gepflückte Blau- und Preiselbeeren. Zusammen mit Geldgeschenken von Verwandten, vor allem aber durch manchmal monatlich eingehende großzügige Zuwendungen des Soldaten Jupp Bartkiewicz aus Recklinghausen, sammelten sich bis 1945 immerhin mehrere Tausender auf meinem Sparkonto an. Jupp war einige Zeit auf dem Galgenberg im Nachbardorf Wundichow bei einer Fernmeldeeinheit tätig und wurde dann mit seiner Einheit nach Ostpreußen

versetzt. Durch seine danach einsetzenden ungewöhnlich hohen Zuwendungen profitierte ich wohl unverdient davon, dass er eine anhaltende Verbindung zu meiner Schwester pflegen wollte. Ich kannte lange Zeit meinen Sparbetrag sehr genau, habe ihn aber heute nicht mehr parat. Durch die Kriegsereignisse ging das Sparbuch im März 1945 auf der Flucht meiner Eltern, Großeltern und Geschwister sang- und klanglos verloren, mein Sparwille übrigens langjährig auch. Im Jahre 2000 habe ich Bartkiewcz noch über die Telefonauskunft ermittelt, konnte ihn aber wegen einer altersbedingten Erkrankung nicht mehr sprechen.

Als mich meine Mutter zum ersten Male zum Kartoffelnsammeln bei Bremers mitnahm – es muss 1942 oder 1943 gewesen sein – fragte ich sie: „Mama, wat kriege wi doar för de Kiep?“ Ihre Antwort war: „Dat sind uns Noabers, doar helpe wi immer twei Doag. Doarför nehme wi nuscht.“ Diese Antwort ging mir nie aus dem Sinn und wurde später zum Nachbarschaftsgebot meines Lebens.

In Erinnerung ist mir von diesen Tagen aber auch ein Mittagessen auf freiem Felde: ein mit Kümmel gewürzter Eintopf aus Weißkohl mit Hammelfleisch, den ich vorher noch nie gerochen und gegessen hatte. Selbst bei Regen wurden Kartoffeln gesammelt. Dann schützten über den Kopf gestülpte Kartoffelsäcke eine Zeit lang vor Nässe. Ein Zipfel am

unteren Ende des Sackes wurde in den anderen geschoben, sodass eine größere Zipfelmütze entstand, die den Sack als Regenschutz über den Schultern hielt und auch die Hack- und Sammelbewegungen mit den Armen gestattete.

In die Blaubeeren und Pilze gehen

In den Wäldern nahe des Dorfes gab es viele Blaubeeren. Oft trafen sich viele Pflücker auf einem Platz, weil sich so immer gut vergleichen ließ, wer die meisten Blaubeeren gepflückt und die größten gefunden hatte. Oft fanden wir auch Pfifferlinge und Steinpilze, die ich stets lieber sammelte und suchte als Blaubeeren, Preiselbeeren und die kleinen Walderdbeeren.

Zum Pilzesuchen war ich meistens mit meinem Großvater unterwegs; er kannte den Wald rund ums Dorf. In manchen Jahren fand ich mit ihm auf dem Lindenberg auch Morcheln. Wir sammelten sonst nur Pfifferlinge und Steinpilze. Beim Förster musste dafür jedes Jahr ein Sammelschein für 1,50 RM erworben werden. Noch heute bin ich gedanklich mit Großvater zu unseren Stellen im Klein Nossiner Wald unterwegs, wenn zu Beginn der Saison wieder die ersten Spankörbe mit Pfifferlingen angeboten werden.

Großvaters Heilpraxis

Wenn Großvater gelegentlich unter asthmatischen Beschwerden litt, nahm er einen Spaten und grub eine große Meerrettichwurzel aus. Die putzte, rieb und briet er und verzehrte sie als Medizin. Ich sah

ihm dabei auch des Öfteren zu, konnte aber nicht finden, dass sie seine Beschwerden linderte oder gar heilte. In der Speisekammer setzte er auch immer einen Wermutschnaps in einer klarsichtigen Flasche an. Die Wermutstrünke holte er – wie den Meerrettich – vom Feldrain zwischen Garten und der riesigen Eiche. Möglich, dass er sie dort selbst gepflanzt hatte, denn beide Gewächse waren dort in großer Zahl und sehr üppig vertreten.

Im Sommer an der Schottow

Größtes Vergnügen bereitete im Sommer das Leben an der Schottow. Hier waren ideale Bedingungen für das Anstauen des Wassers, für Spielen und Trödeln. Forellen, Hechte, Aale, Barsche und Plötzen waren hier zu beobachten und im seichten Wasser von Kindern schon die kleinen Wolfsfische und Stichlinge zu fangen, wenn der Müller Jagnow eineinhalb Kilometer oberhalb des Baches das Wasser anstaute, um es mit größerer Macht auf seine Wasserräder zu leiten und Korn zu mahlen.

An der Gänseweide vor dem Walde teilte sich der Bach und umschloss eine größere Insel, hinter der er sich wieder umso kräftiger vereinigte. An dieser Stelle befand sich eine tiefe und dunkle Kuhle, an der wir Kinder mit Vorliebe, aber meistens erfolglos, unsere selbstgefertigten Angeln auswarfen. Am sandigen und an dieser Stelle schon oft nachgerutschten westlichen Steilufer tauchte eines Nachmittags unvermutet der Gutsbesitzer Karl von der

Marwitz mit seinem Reitpferd auf und untersagte uns – wortlos, wie ich mich zu erinnern meine – das Angeln. Theatralisch hielt er unmittelbar am Rand des Steilufers und blickte von oben auf uns herab, als habe er diesen Auftritt eingeübt. Wir gehorchten.

Zusammen mit den anderen habe ich damals nicht verstanden, wie und weshalb der Gutsbesitzer dazu kam, so in unser sommerliches Leben einzudringen, denn die Schottow wurde ja nie abgefischt. Ich meine, mich recht entsinnen zu können, dass ich ihn auch niemals mit Herr Rittmeister, sondern mit Herr von der Marwitz angesprochen habe. Ob das durch diesen Vorfall oder andere Motive begründet war, erinnere ich allerdings nicht mehr.

Im angrenzenden Wald konnten wir nach Lust und Laune Blaubeeren, Himbeeren und Erdbeeren naschen und befreiten uns danach oft gegenseitig von Zecken. Wir nannten sie Klitschkeböcke. Oft und unermüdlich lange haben wir auf der Gänseweide nach vierblättrigen Kleeblättern gesucht, die angeblich Glück bringen sollten.

Schwarze Hochzeit

Schönste Erinnerungen verbinden sich auch mit der Schwarzen Hochzeit, dem Torfmachen im Sommer. Sie fand jährlich statt und dauerte mehrere Tage. In dem sumpfigen Weißen Moor suchte Vater zunächst eine geeignete torfhaltige Stelle, mal auf der Ost-, mal auf der Westseite des Moores. Es sollte möglichst eine Stelle mit der Substanz sein, die im

getrockneten Zustand noch härter als Steinkohle zu werden versprach. Der intensiv riechende Matsch wurde aus einer Kuhle in eine Schubkarre geladen und damit über einen aus Bohlen über das sumpfige Gelände gelegten Steg ans sandige Ufer gebracht. Hier wurde er von Hand in einer Form abgestrichen und auf dem sandigem Boden oder einer krümeligen älteren Torfschicht zwischen Heide und Kieferngestrüpp zum Trocknen belassen.

Mittags brachte Mutter uns das in Leinentücher und Zeitungspapier verpackte heiße Essen, zu dem wir uns zusammen mit unseren Torfnachbarn im Heidekraut niederließen. Mit den an einer Trage hängenden Körben trat sie danach wieder den etwa zweieinhalb Kilometer weiten Rückweg an, wusch das Geschirr ab und machte sich mit frisch gebrühtem Kaffee und Kuchen wieder auf den Weg zu uns. Da für die Mahlzeiten dieser Tage wie zu Hochzeiten gekocht und gegessen wurde, war das Torfmachen eben eine Schwarze Hochzeit. Sobald die auf einer größeren Uferfläche in Reih und Glied geformten Torfstücke abgetrocknet waren, wurden sie weiter und zum Schluss mit Zwischenräumen für jedes Stück bienenkorbartig aufgeschichtet.

Zu einer dieser Hochzeiten bat Vater eines Tages Pastor Behling aus Groß Nossin, unsere in seinem Haushalt beschäftigte Schwester zu beurlauben. Da der baltendeutsche Behling hier noch nicht lange

lebte, konnte er sich nicht vorstellen, dass es sich bei dieser Hochzeit lediglich um die Torfmacherei handelte. Völlig irritiert fragte er Vater deshalb, ob er dabei auch erforderlich sei.

Meine Schwester und ich haben – so ist es mir jedenfalls in Erinnerung – beim Torfstreichen während einer Schwarzen Hochzeit auch Schlager gesungen, wie z. B. „Am Abend auf der Heide …“, „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor, stand eine Laterne und steht sie noch davor …“ und „Du hast Glück bei den Frauen, Bel ami, soviel Glück bei den Frauen wie noch nie …“ Es waren wohl die Schlagermelodien, die wir vom Soldatensender Belgrad hörten. Vielleicht habe ich aber auch solo vor mich hin gesungen, meine Schwester kann sich jedenfalls daran nicht erinnern. Das Torfstreichen hingegen erinnert sie heute als schwere Arbeit, nach der sie vor Gliederschmerzen und Anstrengung kaum schlafen konnte, während es sich in meinen Erinnerungen mit dem sommerlichen Leben in der Natur inmitten der Familie und Nachbarn, mit Sonnenschein, Picknick und fröhlichen Liedern verbindet. Den Schlager „Komm zurück, ich warte auf Dich, denn du bist für mich …“ muss ich noch erwähnen. Ich sang zumindest eine Strophe französisch, das ich mir damals aus einem Polyglott-Lehrbuch und dem Kontakt mit den französischen Kriegsgefangenen angeeignet hatte. Von einer meiner französischen

Nichten erhielt ich vor Jahren eine CD mit diesem Schlager.

Kino in Wundichow

Großen Kummer bereiteten mir meine Eltern aber eines Tages, als sie mir die 50 Pfennige zum Besuch einer Filmaufführung in Wundichow mit der Bemerkung verweigerten, Kinder müssten nicht alles haben. Als meine Schulkameraden im Nachbardorf den Film ansehen konnten, lag ich deshalb zerknirscht auf dem Chaiselongue im Zimmer meiner Eltern – und sann auf Rache. Da mir nichts Besseres einfiel, bestand sie darin, dass ich aus dem Kalender, der im Zimmer nebenan hing, zahlreiche Blätter mit den auf der Rückseite stehenden vermeintlich besten Sinnsprüchen herausriss, damit davon nicht vorgelesen werden konnte.

Danach fühlte ich mich erleichtert. Dass es sich um den Ufa-Film Bali handelte, habe ich nicht vergessen können und es umso mehr bedauert, ihn damals nicht gesehen zu haben, als ich mich 1953 im Völkerkundlichen Museum Leiden erstmals umfassend und auch gegenständlich mit der Kultur und Natur Indonesiens und der Südsee vertraut machen konnte.

Ein Jagderlebnis

Im Winter 1939/40 konnte ich mit meinem Bruder Otto als Treiber an einer Jagd teilnehmen. Dafür erhielt ich schulfrei. Otto baute mir eine Holzklapper und hielt mich stets in Sichtnähe an seiner Seite. Flüchtende Wildschweine zu sehen, die Schüsse der

Jäger zu hören und in einer dichten Tannenschonung einem zwanzigendigen, waidwund geschossenen Hirsch nachzuspüren und ihn schließlich verendet auf einer kleinen Lichtung zu entdecken, das war im Walde Richtung Neu Jugelow ein bis dahin noch nicht erlebtes äußerst dramatisches Geschehen. Und dazu noch das Essen im verschneiten Tannenwalde, das die Frau des Gutsbesitzers neben der ausgebreiteten Strecke von Rot- und Schwarzwild etc. den Schützen und Treibern servierte! Mein Erstaunen erregten besonders die kleinen runden ofenfrischen Brötchen, die zur Erbsensuppe gereicht wurden.

Im Herbst sammelten wir Kinder Eicheln und Kastanien für das Wild und verkauften sie dem Förster. Unter seiner Anleitung zogen wir auch im Frühjahr in die Wälder, um mitzuhelfen, kahl geschlagene Flächen wieder aufzuforsten. Schulfrei gab es dafür!

Malenzer Erinnerungen

Zweimal erlebte ich auch das Abfischen des großen Teiches nahe Malenz, das immer mit dem Ablassen des Wassers begann. Ich staunte über alle Maßen, wie viele der unterschiedlichen Fische sich nach einigen Tagen vor dem Abflussgitter des Teiches – dem Flitsch – sammelten und gefangen werden konnten. Am Teich standen viele Haselnusssträucher, die mein Vater mit mir eines Sonntags aberntete. Ich wunderte mich, dass Vater sich auch mehrere Kilometer entfernt vom Dorf so gut auskannte. In

seinem großen Rucksack trug er unsere reiche Ernte nach Hause, und in verknoteten großen Leinentüchern schleppten wir außerdem noch die vielen am Wegesrand und mitten auf dem Weg entdeckten und gesammelten Steinpilze.

Karauschen fischen im Gesork

Während eines Sommers nahm mich frühmorgens an einem Sonntag mein Onkel Willi zum Karauschenfischen mit. Ich musste dabei versuchen, mit einer langen Stange die Karauschen in Richtung seines großen Käschers zu drängen und fürchtete, dass mich der Fischotter, der angeblich in dem Teich lebte, dabei anspringen könnte. Der Weg zum Teich führte am Eiskeller vorbei, der eigentlich eine Eismiete war: Eisstücke, die im Winter im Seerschenow geschnitten worden waren, wurden hier ortsnah im Schatten von Birken und Tannen mit einer dicken Schicht Torfmull bedeckt eingelagert und das ganze Jahr hindurch zum Kühlen von Speisen und Getränken genutzt. Wir Kinder lutschten es vergnüglich, wenn wir im Sommer an der Schottow beschäftigt waren.

Am bemoosten östlichen Ufer dieses Teiches fanden mein Bruder Otto und ich beim Pilzesuchen unter den tiefhängenden Ästen einer Tanne einmal eine Kreuzotter. Wir erschlugen sie kurzerhand, gaben das Pilzesuchen auf, klemmten sie hinter ihrem Kopf in einen aufgespaltenen Kiefernast und trugen sie wie eine Trophäe nach Hause. Die hinter

unserem Stall vergrabene Schlange sollte sich angeblich bei Sonnenaufgang am nächsten Tage wieder in der Erde bewegen. Deshalb öffnete ich das Schlangengrab am nächsten Tage. Mir will aber nicht mehr einfallen, was ich dabei feststellte.

Im Dorfladen

Beim Kolonialwarenhändler Max Bartsch konnten außer Fleisch und Wurst sämtliche gängigen Lebensmittel erworben werden, auch Kaffee, getrocknete exotische Früchte, Schokolade, Bonbons, Weine, Spirituosen, Bier, Brause und Brausepulver, Dochte für Laternen und Lampen, Petroleum, Talglichter, Pappnägel, Krampen, Holzpantoffeln, Tabak, auch Priem, Schnupftabak, Hosenträger, Riemen, Strumpfbänder, Gummiband für Leibchen, Schnürsenkel und Druckknöpfe, halt alles, was man in einem ländlichen Haushalt immer wieder an Kleinigkeiten brauchte. Bei Bartsch befanden sich außerdem die Poststelle und der Öffentliche Fernsprecher.

Motor- und Pferdehutschen

Der Bürgermeister fuhr Motorrad mit Beiwagen. Der Lehrer besaß einen kleinen BMW, den wir Kinder auf dem Schulhof anschieben mussten, wenn er sich mit der Handkurbel nicht starten lassen wollte. Noch deutlicher kann ich mich der gut gepflegten Landauer des Gutes entsinnen, die in einer Fachwerkscheune am Klapperberg standen und mich mit ihren blank geputzten Stablaternen, den gepolsterten Sitzen und dem schwarzen Verdeck stets mehr interessierten als Autos und Motorräder.

Der direkt vom Hohlweg an unserem Wohnhause über den Lindenberg ehemals führende Fußpfad nach Gaffert

Die Landschaft von der Reichsstraße 158 bis zum Lindenberg

Gefahren bin ich darin aber nie, ich habe auch nie darin gesessen.

Mit der Stolpetal-Bahn

Die sechs Kilometer zum Bahnhof in Budow wurden gewöhnlich zu Fuß zurückgelegt. Von dort fuhr ein Triebwagen der Stolpetal-Bahn in die ca. 40 Kilometer entfernte Kreisstadt Stolp. Einmal bestellte Mutter eine Taxe, die uns von Budow über Wundichow nach Hause brachte. Diese Strecke hatte ich bis dahin nicht kennengelernt und erinnere mich noch genau an diese Fahrt, vor allem an den Anblick des Wundichower Gutshauses mit dem davor liegenden See.

Einen großen Teil des kürzeren Fußweges nach Budow bildete ein Fußsteig, der zwischen den großen Ackerflächen des Gutes über den Lindenberg und die tiefe Schlucht – Struschk genannt – bis Gaffert führte. Er begann unmittelbar am Backofen, knapp hundert Meter von unserem Wohnhaus entfernt. Den beschwerlichen Weg bin ich ohne Widerwillen gern gegangen, wenn Mutter mich zum Einkaufen oder zu Verwandtenbesuchen nach Stolp mitnahm. Hier wurde ich eines Morgens bei Tante Anna und Onkel Karl Kosbab in der Schulstraße 1 in Stolp durch das Klingeln und Quietschen der Elektrischen geweckt, das ich als ein nahezu überirdisches Geräusch empfand und mir wünschte, davon auch immer zu Hause geweckt zu werden. In Erinnerung ist mir auch geblieben, dass ich in der Elektrischen

einmal ein Mädchen mit dem gelben Judenstern gesehen habe. Mutter ist am Abend des 9. November 1938 in Stolp gewesen. Sie berichtete nach ihrer Rückkehr von den Ereignissen der Reichskristallnacht, während sie auf der Ofenbank saß und für uns eine Apfelsine pellte. Ich habe in Erinnerung, dass mit ihren Schilderungen zwar ein düsteres Bild dieser Ereignisse entstand, darüber aber nicht diskutiert wurde.

Im Kreiskrankenhaus

Mit Stolp verbinden mich noch peinliche Erinnerungen an meinen kurzen Aufenthalt im Kreiskrankenhaus im Jahre 1937. Am Tag meiner Entlassung sollte ich zur Entlastung einer Krankenschwester eine gefüllte Bettpfanne wegschaffen. Dabei musste ich mich aber übergeben und ließ zum Ärger der Schwester die Pfanne fallen und verschüttete dabei den Inhalt, sodass sie statt der erhofften Entlastung eine vielfache und unangenehme Mehrarbeit hatte. Ich nahm mir alles sehr zu Herzen, was ich da von ihr zu hören bekam und empfand das Malheur als persönliches Versagen. Als Vater mich kurz darauf aus dem Krankenhaus abholte, erzählte ich ihm davon. Da spendierte er mir zum Trost an einem Kiosk eine Flasche Coca Cola, die erste Coca meines Lebens.

Zirkus Busch

Mit meinem Bruder Otto fuhr ich Anfang der vierziger Jahre an einem Sonntag zu einer Vorstellung des Zirkus Busch nach Stolp. Als wir über den

Lindenberg ins Dorf zurückkamen, war von dort – wie immer – nur ein geringer Teil unseres Dorfes zu sehen, weil hohe Bäume und der Bergrücken in der Dorfmitte die Sicht auf die meisten Häuser nahmen. Da fand ich den weiten Bergblick auf die Landschaft und die Orte der Umgebung eher ärgerlich.

Ferien in Klein Gansen

Zu einem Besuch von Tante Marie und Onkel Paul in Klein Gansen nahm mich Vater auf sein Fahrrad. Es mag 1937 gewesen sein. Onkel Paul zeigte mir im Glambockwerk nebenan, wie er dort mit Hilfe von Wasserkraft Elektrizität erzeugte. Nach drei Tagen war mein Heimweh so stark, dass Vater mich wieder abholen musste. Erlebnisreich verlief auch der Brand eines großen Wirtschaftsgebäudes des Gafferter Gutes im gleichen Jahre. Bei schönem Sommerwetter zogen die riesigen Rauchschwaden über den Lindenberg und verleiteten uns, eilig zum Brandherd über den Lindenberg zu laufen. Wir standen dann davor, bestaunten die Löscharbeiten und erfuhren, dass der große Eber des Gutes verbrannt sei.

Großbrand in Gaffert

Vanilleeis in Stolpmünde

In das etwa 55 Kilometer entfernte Stolpmünde an der Ostsee führte vor Beginn der Sommerferien 1939 ein Schulausflug. Hier saß ich am Ostseestrand gleich rechts am Zugang zur Strandpromenade und lutschte das erste wirkliche Speiseeis meines Lebens, ein Eis mit Vanillegeschmack aus einer Waffel. Es schmeckte wirklich besser als das Eis aus der Miete nahe der Gänseweide.

Rad-fahren

Ein eigenes Fahrrad besaß ich bis zu meinem 14. Lebensjahre nicht. Es wäre von meinem Sparkonto ja zu finanzieren gewesen, aber ich weiß beim besten Willen nicht, ob ich den Wunsch nach einem Fahrrad geäußert habe, denn Geld existierte primär eher zum Sparen als zum Verbrauchen. Vielleicht gab es während des Krieges auch keine Fahrräder mehr zu kaufen oder nur auf Bezugsschein für kriegsbedingten Bedarf. In deutlicher Erinnerung ist mir, dass ich das Fahrrad meines Vaters anfangs nur ausnahmsweise und nach langen Diskussionen benutzen durfte, als meine Beine noch nicht über die Querstange reichten. Linksseitig unterhalb der Querstange tretend ging's dann über die Sandwege auf die Felder. Oftmals auch nach Groß Nossin zum Einkaufen mit Lebensmittelmarken in den Läden von Alma Gildemeister, Paul Remus und beim Fleischer Teifke, zu dessen etwas abseits liegendem Laden an der Brücke über die Schottow rechts abgebogen werden musste. Mit Vorliebe zog es mich immer in den Laden von Alma Gildemeister, weil ich ihre Türglocke einfach gern bimmeln hörte.

Um Radfahren zu lernen, zog ich eines Tages nach dem Abendessen ungefragt mit dem Damenfahrrad meiner Schwester los und ließ mich damit auf einer kurzen abschüssigen Strecke bis an die Straßenkurve am Backofen rollen. In der Aufregung vergaß ich wohl zu bremsen und landete dann in einem der

Strauchhaufen, die für das Heizen des Backofens am Wege lagerten. Dabei verbog sich das Vorderrad zu einer Acht. Ich erschrak darüber sehr, denn ich sah keinen Ausweg aus diesem Missgeschick. Zu meinem Glück hatte mich dabei mein Bruder Otto heimlich beobachtet. Er brachte das Rad wieder in Ordnung und zurück in den Schuppen, ohne in der Familie über meine Fahrversuche ein Wort zu verlieren.

Zahnschmerzen

Zum Zahnarzt Prochel in Groß Nossin haben mich anfänglich immer meine Eltern begleitet. Die Praxis befand sich im Dachgeschoss eines Einfamilienhauses am Ortseingang aus Richtung Wundichow/Klein Nossin. Prochel bohrte mit Pedal. Sobald die Haustür aufging, roch es schon nach Zahnarzt. Hier flossen meine ersten Tränen, und es bedurfte guten Zuredens, die Treppenstufen zur Schmerzenshölle selbst zu nehmen.

Feste und Brauchtum

Der Jahresablauf wurde durch das Erntefest, eine Theateraufführung am Heiligen Abend in der Schule, den Neujahrsschimmel, die Maifeier, den Austrieb der Kühe Anfang Mai, das Pferdewaschen zu Pfingsten, die Sonnenwendfeier, Sportfeste in der freien Natur, Hochzeiten und Begräbnisse bestimmt. An große Geburtstagsfeiern erinnere ich nicht. Wenn kurz vor Weihnachten die Weihnachtsbäume aus dem Wald geholt und geschmückt wurden, begann das gemeinschaftliche Besingen des Weihnachtsbau-

mes an den langen Winterabenden, nach Neujahr ebenso das Absingen. Dabei ging die Sängerschar von Haus zu Haus.

Das Osterwasser, das am Ostersonntag vor Sonnenaufgang aus der Schottow geholt wurde, besaß angeblich eine geheimnisvolle Heilkraft. Wenn unterwegs auch nur ein Wort gesprochen wurde, ging diese Heilkraft verloren und es wurde zu „Schlabberwasser“. Zeitweise standen davon einige Flaschen in der Speisekammer, ohne dass ich wohl jemals gefragt, gesehen oder erfahren habe, ob oder wofür es genutzt wurde.

Tanz in den Mai

Beim Tanz am 1. Mai nahm Vater mich einmal auf den Arm und drehte mit mir auf dem Gutsspeicher einige Walzerrunden, vielleicht war er ja schon etwas angeheitert. Mutter und viele andere fanden jedenfalls viel Gefallen an unserem gemeinsamen Auftritt. Ich hatte danach am Imbissstand von Max Bartsch einen Wunsch frei und entschied mich für eine Dose Ölsardinen. Weil eine unserer Nachbarsfamilien sie offensichtlich regelmäßig aßen, hatte ein größeres Sortiment entleerter Dosen unterschiedlichster Form und Beschriftung auf ihrem Müllplatz in mir schon lange eine Vorstellung von besonders wohlschmeckenden exotischen Delikatessen erweckt, die bei uns nie auf den Tisch kamen. Die Erinnerung an diesen 1. Mai ist aber auch deshalb so klar und deutlich, weil ich den Gutshof unter einem

dicken Schneeteppich liegen sah, als stände Weihnachten unmittelbar bevor. Meine Schwester datiert diesen 1. Mai mit größter Gewissheit auf das Jahr 1935. Beim Anblick von Ölsardinen kommt mir heute noch oft diese Maifeier in den Sinn, und ich kann Ölsardinen noch mit der gleichen Entdeckerfreude genießen wie damals, kaufe sie meistens auf Vorrat und esse sie wie damals am liebsten alleine, heute aber meistens mit Knäckebrot und Tomaten.

Erinnerungen habe ich noch an den Aufbau einer Theke für ein Sportfest auf dem Fest- und Tanzplatz im Wustrow am Waldwege zum See. Max und Otto Bartsch waren mit dem Aufbau der Tische und dem Arrangement von Getränken, Rauch-, Süß- und Esswaren beschäftigt. Ein festliches Ereignis war auch das Pferdewaschen zu Pfingsten. Die Häuser waren mit Birkengrün und Kalmus üppig geschmückt, wenn die Pferde zum Wasser der Schottow geführt wurden. Auch Kinder durften auf ihnen schon einmal die Dorfstraße entlang reiten. Ich habe mich jedoch nie zum Reiten gedrängt.

Der Neujahrsschimmel

Gruselig wirkte der Neujahrsschimmel am Silvesterabend: ein Pferdekopf auf einem mit einem weißen Laken bedeckten und von einem Reiter getragenen Gestell; der Reiter mit Peitsche, der Schimmel mit mächtigem schwarzen Schwanz. Zum Schimmel gesellte sich ein Ziegenbock oder Storch, ein Bär mit Bärenführer, ein Brummachtelspieler und eine Frau

Die drei Linden auf dem Klapperberg mit dem Grab der Familie von Pirch um 1935

mit großem Korb. Dieses Brummachtel bestand aus einem leeren kleinen (einem achtel) Heringsfass, über dessen Öffnungen eine getrocknete Schweinsblase gespannt wurde. An ihr befand sich ein Büschel schwarzes Rosshaar. Wurde daran gezogen, entstand der einem brummenden Bären ähnelnde Ton, zu dem der Bärenführer mit einem Stock auf den Boden stampfte und eine am Stock lose befestigte Konservendose zum Scheppern brachte. Die Frau sammelte nach dem Auftritt Geld, Obst, Spirituosen und Wurst ein. Was gegeben wurde, war anschließend Gesprächsthema der mitlaufenden Dorfbewohner.

Musizieren und Singen im Dorf

Sommertags war in den späten Abendstunden das freistehende mächtige Wurzelwerk von den drei Linden auf dem Klapperberg in der Ortsmitte häufig Treffpunkt der älteren schulentlassenen Dorfjugend. Akkordeon, Ziehharmonika und Mandolinen begleiteten den Gesang der Volkslieder. Kinder, die nicht schon ins Bett mussten, saßen zu Füßen der Sänger und durften zuhören, zusehen und auch mitsingen.

Zur Sommerzeit wurde an Wochenenden im Garten von Max Bartsch bei schönem Wetter mit dem Schifferklavier auch zum Tanz aufgespielt. Der Kaufmann Willi Radde hatte in den früheren Jahren selbst jeden Sonntagabend mit einer Quetschkommode zum Tanz auf seinem Hof gespielt. Diese Musik war immer im ganzen Dorf zu hören.

Musik im Hause

Meine Schwester spielte zu dieser Zeit leidlich Mandoline. Sie war es auch, die mir eines Tages im Wohn- und Schlafzimmer meiner Eltern das Koffergrammophon vorführte, das Mutter aus Berlin mitgebracht hatte. Die aus einem Schallhorn einsetzende Musik versetzte mir einen derartigen Schreck, dass ich mit einem großen Satz aufs Chaiselongue sprang und meinen Kopf mit Kissen bedeckte. Ich mag damals fünf Jahre alt gewesen sein. Die Zither in unserer Nachbarfamilie Pallas konnte wohl niemand richtig spielen, aber sie war ja immer schön anzusehen.

Sommer und Winter im Tageslauf

Unterhaltung bot Kindern auch das Zusehen und Zuhören beim Kartenspielen in den Gartenlauben. Skat und Schafskopf wurden hier vom Frühjahr bis zum Herbst gespielt, sofern die Temperaturen es erlaubten. In sehr frühen Jahren spielten wir es dann selbst schon. Während der Kriegsjahre kam auch noch Siebzehnundvier dazu. Meine Vorliebe gilt bis heute dem Schafskopf, aber wo, außer in Bayern, wird noch Schafskopf gespielt?

Wann mussten wir Kinder im Wohnschlafzimmer mit Großeltern und den älteren und jüngeren Geschwistern überhaupt zu Bett? Frauen waren ja wohl immer mit Spinnen, Stricken, Strümpfestopfen und anderen Ausbesserungsarbeiten für die Kleidung der Familie beschäftigt, aber was trieben die Männer an den langen Winterabenden, wenn sie Haus und

Vieh versorgt hatten? Eine Gastwirtschaft existierte im Dorf nicht, und die Wohnungen der Landarbeiter, Hausbesitzer und Bauern bestanden ja auch nur aus ein oder zwei Zimmern mit Küche und Nebengelassen.

In der einklassigen Dorfschule

Züchtigungen

Der vertretungsweise unterrichtende Groß Nossiner Lehrer Hermann Milz oder Heinz Henning schlug mir unter dem Gelächter der ganzen Klasse einmal die Bibel auf den Kopf, als ich mich in der Religionsstunde zum wiederholten Male umdrehte und mit einem Schulkameraden laut plattdeutsch unterhielt. Einmal musste ich auch vor die Klasse treten, um ein paar Hiebe mit dem Rohrstock auf die Handflächen zu empfangen. Vielleicht aus dem gleichen Grunde, ich kann aber mit Gewissheit sagen, dass mich ein Gastlehrer aus einem Nachbardorf schlug. Ich saß damals an der Fensterseite in der dritten Bank am Mittelgang des Schulraumes, der

heute im polnischen Nożynko als Laden genutzt wird.

Die Pommernfibel

Wie ließ sich die sprachliche Sicherheit beim Übergang vom Plattdeutschen mi für mir und mich finden? In lebhafter Erinnerung ist mir meine erste Lese- und Schreibfibel mit bebilderten und gereimten Texten. Sie bereitete auch den Übergang von der Sütterlin- zur Lateinschrift vor. Zu meiner großen Freude entdeckte ich im Jahr 1999 diese Fibel im Internationalen Schulbuchinstitut in Braunschweig.

Archäologische und naturwissenschaftliche Sammlung

Der Lehrer Ernst Blaurock sammelte emsig alle beim Pflügen zutage tretenden Tonscherben und Gefäße, Gräber und Grabbeigaben, Mahlsteine aus der frühgeschichtlichen Besiedlung Klein Nossins. Er konservierte auch Frösche, Schlangen und anderes Getier für Unterrichtszwecke. Ich kann mich erinnern, dass wir von einem Ausflug zur Napoleonseiche in der Nähe von Malenz eine Kreuzotter mitbrachten. Ernst Blaurock erschlug sie am Wege östlich vom See und legte sie noch vor Schulschluss in Spiritus. Wie er dieses Anschauungsmaterial, auch eine größere Kreuzotter, in der noch ein kurz vor ihrem Tode erbeutetes und von ihr heruntergewürgtes größeres Opfer wie ein Ballon steckte, im Unterricht verwandte, erinnere ich nicht. Der Vitrine mit der umfangreichen archäologischen und naturkundlichen Sammlung und den links und rechts am Schuleingang aufgebauten Steinkistengräbern galt

meine besondere Aufmerksamkeit. Vielleicht geht hierauf meine im späteren Alter ausgebrochene Affinität für prähistorische Steinfunde und Steinbearbeitungsmotive zurück.

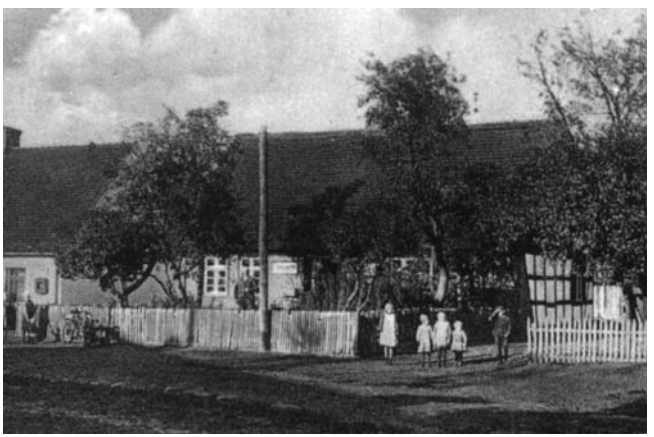
Der 27. Mai war der Geburtstag von Ernst Blaurock, des Klein Nossiner Lehrers von 1928 bis 1940. Er erhielt an diesem Tag immer Unmengen von lila und weißem Flieder, wovon das ganze Klassenzimmer duftete.

Schul- und Fortbildung

Die Kinder der Familie von der Marwitz wurden von Privatlehrern unterrichtet oder besuchten – wie Kinder der Lehrer – in Stolp und andernorts weiterführende Schulen. Für alle anderen Dorfkinder endete der Schulbesuch mit dem Verlassen der einklassigen Volksschule. Bruder Otto erinnert sich noch mit großem Vergnügen daran, wie der um einige Jahre jüngere Fritz von der Marwitz einige Zeit die Dorfschule besuchte und in den Pausen statt aufs Schulklo hinter eine der großen Pappeln am Abhang zum Friedhof ging.

Während der pflichtgemäßen systematischen Fortbildung und beruflichen Ertüchtigung von Mädchen offensichtlich keine weitere Bedeutung beigemessen wurde, gab es in Groß Nossin zur Winterzeit für schulentlassene Jungen noch Kurse der Fortbildungsschule. Sie erstreckten sich über zwei Jahre und fanden einmal wöchentlich nach Feierabend statt. Weil die Winter meistens recht

Die Klein Nossiner Dorfschule um 1930



Die Kollonialwarenhandlung Max Bartsch mit Poststelle und Öffentlichem Fernsprecher um 1930

schneereich waren, wurden die Wege dorthin gemeinsam und zu Fuß zurückgelegt. Inhaltlich dienten die Kurse der Aneignung lebensnaher berufspraktischer Kenntnisse. Briefe und Rechnungen schreiben wurde geübt, Frachtbriefe, Dünger- und Flächenberechnungen für landwirtschaftliche Zwecke erstellt.

Lehrer und Lernen

Ernst Blaurock wurde 1941 von Otto Häcker abgelöst. Schnelles Kopfrechnen, Zeitgeschichte in Verbindung mit dem aktuellen Kriegsgeschehen, Geographie und Deutsch/Geschichte waren meine besonderen Interessengebiete. Alle damaligen Staaten der Welt und deren Hauptstädte, die Länge der weltweit größten Flüsse und die Höhe der größten Berge, die wichtigsten Gebirge Deutschlands und der Welt zu kennen, wurde mir zum spielerischen Vergnügen. Von meinem Lehrer Häcker erhielt ich manche Einladung zu gemeinsamer Arbeit in seinem Garten, die er immer mit anregenden Gesprächen verband. Abschließend ging er mit mir oft in die Schulbibliothek, suchte ein Buch heraus, empfahl und gab es mir zum Lesen mit. Er begann auch davon zu reden, dass ich zur Lehrerbildungsanstalt solle.

1942 nahm mich Otto Häcker oft aus dem Klassenverband heraus und übertrug mir verschiedene außerschulische Aufgaben. Für die Gemeinde musste ich einige Zeit die Bodennutzungserhebung – eine

Klein Nossiner Schulklasse mit Lehrer Blaurock um 1936

Aufgabe des mit dem Lehrer befreundeten Bürgermeisters – bearbeiten. Andere Tätigkeiten sind mir nicht mehr so deutlich in Erinnerung.

Schulvisitation

Ziemlich regelmäßig wurde die Schule von Schulrat Hein aus Stolp visitiert. Er kam stets mit dem Fahrrad, war von großer Statur und hatte – in meiner Erinnerung – eine tiefe Stimme. Von ihm erhielt ich Einladungen zu mindestens zwei Preisausschreiben an pommerschen Schulen. In einem Falle handelte es sich um den Rosenanbau in Bulgarien und dessen Bedeutung für die kosmetische Produktion. Als Preis erhielt ich alle Lehrbücher mit dem Stoff der Mittelschule und den einbändigen Volksbrockhaus, ein Lexikon. Die Themenstellung stand im Kontext der Kriegsereignisse, die inzwischen den Balkan erfasst hatten.

Die erste eigene „Fernreise“

Ohne Begleitung von Eltern oder Geschwistern unternahm ich im Juni/Juli 1943 meine erste Reise, die über Stolp hinausreichte. Sie führte in das ca. 120 Kilometer entfernte Köslin zur Aufnahmeprüfung für die Lehrerbildungsanstalt, die etwa zwei Wochen dauerte. Neben schulischen Fächern spielte die sportliche Leistungsprüfung eine herausragende Rolle. Der für mich und andere Landpomeranzen problematischste Teil bestand in einer Mutprüfung, bei der Nichtschwimmer im Schwimmbad des Kösliner Kasernengeländes vom Drei-Meter-Brett springen mussten. Ich hatte bisher weder ein Kaser-

nengelände, ein Schwimmbad noch ein Sprungbrett gesehen. Als ich da auf der Spitze des Sprungbrettes stand und mein Blick sich auf die scheinbar unendliche Tiefe und Weite des Hundert-Meter-Schwimmbeckens richtete, schlotterten mir die Knie mächtig, aber ich sprang. Was ich dann unter Wasser sah, wie ich mit weit aufgerissenem Mund Wasser schluckte, weil ich vor Angst schreien wollte, ist mir bis heute noch so gegenwärtig wie der Urlaut, den ich beim Auftauchen unter dem Gelächter der am Beckenrand sitzenden und stehenden Kameraden und Lehrer ausstieß. Die anwesenden Rettungsschwimmer warteten aber erst pflichtgemäß meinen erneuten kurzen Untergang ab, bevor sie mich herauszogen. Mutprobe und Aufnahmeprüfung waren damit bestanden.

Nationalsozialismus und Krieg

Herbst 1939

Einige Wochen vor Beginn des Zweiten Weltkrieges kam Militär in unser Dorf. Die Einquartierung war das große Ereignis. LKWs, Geschütze, Motorräder und viele Soldaten waren plötzlich um uns. Höhepunkt war der Auftritt einer mit allerlei Zierrat und Instrumenten von nie gesehenen Formen und Größen ausstaffierten großen Militärkapelle am Klapperberg. In Klein Nossin waren wohl noch nie vorher so viele Instrumente gleichzeitig erklungen. Eines Abends war das ganze Dorf zum Manöverball im Garten von Max Bartsch versammelt.

Unbekanntes Polen

Die nur wenige Kilometer von unserem Dorf entfernte polnische Westgrenze habe ich nie gese-

hen. Von Land und Leuten Polens war mir nichts bekannt, lediglich der Begriff der „polnischen Wirtschaft“. Mutter verwandte diesen Ausdruck als Tadel für undiszipliniertes Verhalten oder fehlende Ordnung. Wahrscheinlich hat sie Polen ebenfalls nicht selbst kennengelernt. Mit dem Ausruf: „Da kann man ja katholisch werden!“, wollte sie wohl ihr noch bis zur Ratlosigkeit reichendes Entsetzten über unakzeptable Zustände unüberhörbaren Ausdruck verleihen. – In Klein Nossin waren seit Jahrhunderten alle Einwohner evangelisch. Es hieß, dass es im benachbarten Wundichow gleich am Ortseingang aus Richtung Groß Nossin Familien katholischer Konfession gäbe. Wenn ich mit dem Fahrrad nach Wundichow fuhr, habe ich mir deshalb die Häuser und deren Bewohner immer besonders interessiert angesehen aber lediglich auffällige Besonderheiten im Baustil der Häuser entdeckt. Immerhin!

Kurz vor dem Überfall auf Polen am 1. September 1939 verschwand das Militär wieder aus dem Dorf. Ob am Morgen des 1. September Geschützdonner zu hören war oder wie wir sonst vom Beginn des Krieges erfuhren, erinnere ich nicht. Wahrscheinlich habe ich im Alter von neun Jahren aber auch mangels Urteilsfähigkeit den Ablauf des Ereignisses außerhalb des Dorfes nicht bewerten können.

In unserer Nachbarschaft existierte in diesen Jahren nur bei dem Bauern Hermann Kebschull ein

Radio. In seinem Vorgarten wurde 1936 der Boxkampf Max Schmeling gegen Joe Louis übertragen, woran ich mich erinnern kann. Dafür stand das Radio – ein Volksempfänger – im offenen Fenster.

Französische Kriegsgefangene

Bald wurde auch mein Vater zum Militär eingezogen. Im westpommerschen Woldenberg musste er als Angehöriger des Landsturmes Gefangene bewachen, die in landwirtschaftlichen Betrieben arbeiteten. Anfang der vierziger Jahre wurde er entlassen und war danach nebenberuflich ziviler Wachmann für die auf dem Klein Nossiner Gut und bei einigen Bauern arbeitenden französischen Kriegsgefangenen. Sie waren in einem Gutshaus kaserniert, dessen zur Dorfstraße gelegener Vorgarten mit einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben war, durch den ich in der Mittags- und Abendzeit und an Wochenenden Kontakt zu den Gefangenen suchte, um die selbsterlernten französischen Vokabeln zu erproben. Von diesen Kontakten profitierten aber auch die Gefangenen, denn ich hatte jederzeit alle sie interessierenden Informationen zum Verlauf der Fronten und sonstiger Kriegsereignisse parat. Kontaktgespräche dieser Art haben sich mir besonders mit dem Eugen eingeprägt, dessen Familiennamen mir und allen anderen längst entschwunden ist. Kunstvoll geschnitzte Vögel, andere Figuren und aus Zehn-Pfennig-Stücken geschmiedete Fingerringe tauschten sie gegen besondere Leckerbissen, die sie auf dem Herd

des Hauses selbst zubereiten konnten. Nicht nur in einem Falle kam es auch zu folgenreichen Liebesbeziehungen mit deutschen Frauen. Eine Frau erhielt dafür Zuchthaus, der beschuldigte Gefangene wurde in ein Strafbattallion gesteckt.

Die kriegsgefangenen Franzosen gingen mit den Klein Nossinern im März 1945 auf die Flucht vor den anrückenden sowjetischen Truppen. Da sie meinem Vater und den Einwohnern des Dorfes freundschaftlich verbunden waren, habe ich mich seit 1999 bei deutschen und französischen Dienststellen jahrelang bemüht, etwas über ihr Schicksal unmittelbar nach Ende des Krieges zu erfahren und gegebenenfalls noch einige Anschriften für Gesprächskontakte zum Austausch von Erinnerungen zu finden. Leider verliefen alle Bemühungen bisher erfolglos, weil zu den noch zu ermittelnden Vornamen und/oder Nachnamen für eine vorgeblich mehr Erfolg versprechende Suche die Geburtsdaten fehlten bzw. die kontaktierten Stellen die Suche eher zu unterlassen als zu fördern schienen.

Wie politisch dachte Vater?

Wenn Tante Grete und Onkel Paul aus dem nahen Klein Gansen oder Verwandte aus Stolp bei uns zu Besuch waren, kam es oft zu recht lebhaften politischen Gesprächen. Anlässlich der Diamantenen Hochzeit meiner Großeltern beeindruckte mich 1942 besonders die – damals von mir inhaltlich nicht verstandene – Auseinandersetzung meines Vaters

und meines Onkels Paul Hermann aus Klein Gansen um dessen unverkennbare Sympathien für die NSDAP. Erinnerungen anderer Klein Nossiner und meiner älteren Geschwister zum politischen Leben meines Vaters und im Dorf sind in „Klein Nossin. Flucht und Vertreibung ...“ verzeichnet.

Zeitung lesen

Von Beginn an habe ich mit meinem Großvater die Kriegsereignisse durch Lesen der Grenzland-Zeitung intensiv verfolgt. Meine Eltern hatten das Blatt zusammen mit der benachbarten, aber nicht verwandten Familie Paul Kebschull I abonniert. Eingeprägt hat sich mir, dass Großvater – er war am 27. Februar 1859 in Kathkow im Kreis Bütow geboren – im hohen Alter noch ohne Brille lesen konnte. Deshalb lebte ich bis 1974 in der trügerischen Gewissheit, auch bis ins hohe Alter keine Brille zu benötigen.

Unser erstes Radio

1940 kauften meine Eltern ein Radio, ein Blaupunktgerät mit schwarzem Bakelitgehäuse. Es wurde auf einer schwarz gestrichenen Konsole in Augenhöhe an der Wand im Wohnschlafzimmer links neben der Tür zum Zimmer meiner Eltern angebracht. Großvater und ich hörten ständig die Nachrichten, auch die deutschsprachigen der BBC. Oft standen wir dann auch am Radio.

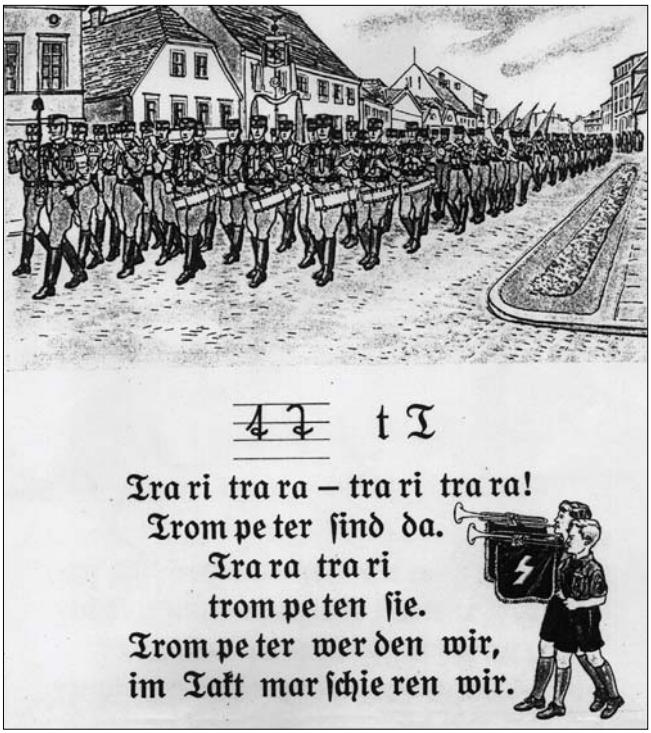
Die vielen Erfolgsmeldungen über die anfänglichen Siege der Wehrmacht in den verschiedenen Feldzügen imponierten offensichtlich auch meinem

Vater als Teilnehmer des Ersten Weltkrieges. Waren Meldungen von besonderem Interesse – auch was die BBC später über die Verluste der Deutschen meldete –, bin ich als Berichterstatter mit dem Fahrrad zu meinem Vater auf die Felder gefahren.

Pimpf und Uniform

Wie alle anderen Jungen meines Alters wurde ich mit zehn Jahren Mitglied des Jungvolks, Pimpf in der Hitlerjugend, allerdings gegen den Widerstand meiner Eltern. Ob der politisch begründet war oder ob sie die Kosten für die Uniformen scheuten, kann ich nicht sagen.

Mir imponierte an der Uniform der Pimpfe einfach alles. In meinem ersten Lesebuch, der Pommernfibel, entdeckte ich mehr als sechzig Jahre später, wie wir Kinder im zweiten Schuljahr 1937 durch die Texte und die in den Geschichten der Fibel abgebildeten Uniformen der Pimpfe aus braunem Hemd, mit schwarzem Halstuch und braunem Lederknoten, verschiedenen Emblemen, Schulterriemen, mit dazu passenden Hosen und Schuhen planmäßig und systematisch durch die nationalsozialistische Ideologie infiltriert und vereinnahmt wurden. Besonders konkret hat sich in meinem Gedächtnis die kleine Geschichte vom Fuhrmann und dem zugehörigen Rollwagen mit Kisten, Kästen, Körben und mit den Fässern Sauerkohl eingenistet. Ich hatte nur übersehen, dass der damit belieferte Kaufmann mit Heil Hitler! begrüßt wurde.



Leseseite aus der Pommernfibel von 1935, mit der ich Lesen und Schreiben lernte

Eine zusätzliche rotweiße Schnur an der Uniform machte mich schließlich zum Führer der Dorfpimpfe. Wie es dazu kam, habe ich nie gewusst und erfragt. Wir machten Geländespiele und äfften alles nach, was mit uns bei gelegentlichen überörtlichen Fähnleintreffen in Groß Nossin und anderswo veranstaltet wurde.

Politische Indoktrination

In dieser Zeit lauschte ich allen Rundfunkreden von Adolf Hitler, Joseph Goebbels und anderen NS-Größen und verfiel der Faszination des Führers wie auch der von Goebbels durch seine Rede im Sportpalast vom 18. Februar 1943 mit der Ausrufung des totalen Krieges. Die in Peenemünde aufsteigenden und zeitweise bei uns nachts bei wolkenlosem Himmel auch sichtbaren V2-Raketen, die Gerüchte um neue Wunderwaffen ließen mich trotz vieler bis 1944 schon verlorener Schlachten dennoch an den Endsieg glauben.

Zeitgeschichtliches

Meine geographischen Neigungen erstreckten sich auch auf das Kriegsgeschehen im Fernen Osten, die Länder und die davon betroffenen Menschen. Ich hätte zu dieser Zeit ein Dorfradio betreiben können. Dem Schulrat imponierte ich eines Tages damit, dass ich ihm auf seine Fragen zur Besetzung der Philippinen durch die Japaner erklären konnte, dass die Filipinos die Bewohner der Philippinen sind. Wie ich später aus dem Bericht meines damaligen Lehrers Otto Häcker erfuhr, ist der Schulrat mit dieser Frage

durch seinen ganzen Aufsichtsbezirk gezogen, ohne eine weitere richtige Antwort zu erhalten.

Katoffel-käfer sammeln

Schulzeit und Krieg verbinden sich mir auch mit mehreren Einsätzen zum Sammeln von Kartoffelkäfern, die angeblich von alliierten Flugzeugen abgeworfen worden waren.

Aus Familie und dörflicher Gemeinschaft nach Köslin

Keine Lehrstellen weit und breit

Lehrstellen gab es im Dorf nicht. Während ich im April 1944 als „Jungmann“ in die Lehrerbildungsanstalt (LBA) Köslin einzog, verblieben die vier Mädchen und zwei von vier Jungen meines Schuljahrganges im Dorf und in ihren Familien. Ein Mitschüler trat zwar in einem etwas weiter entfernten Dorf eine Tischlerlehre an, aber großes Heimweh trieb ihn nach einiger Zeit dann doch täglich mit dem Fahrrad zurück nach Klein Nossin.

LBA-Drill

Die LBA glich mehr einer ideologischen Zurichtung und vormilitärischen Ausbildung als einer Bildungsstätte. Die jeweiligen Jahrgänge waren statt in Klassen oder Jahrgänge in Züge eingeteilt. Militä-

rischer Drill bestimmte den Tagesablauf, in meiner Erinnerung so: Morgens das Wecken mit der Trillerpfeife und die Rufe „Alles aufstehen!“, „Raustreten zum Frühsport!“ und eine halbe Stunde später „Fertigmachen zum Stubenappell!“. Im Schlafraum mit den zehn Doppelbetten baute sich jeder mit den Händen an der Hosennaht, geschlossenen Hacken und an das Brustbein gezogenem Kinn vor seinem Bett auf, wenn der „Zugführer vom Dienst“ den Schlafraum zur Inspektion betrat und der Stubenälteste laut „Achtung!“ rief. Wenn nach dem ebenso laut ausgerufenen „Rühren!“ beim Rundgang die auf Kante gebauten Betten und die Uniformen der Jungmannen für in Ordnung befunden wurden, erschallte wiederum ein lautes „Achtung!“, wenn der Zugführer den Schlafraum verließ.

Die Kommandos „Fertigmachen zum Morgenappell!“ und „Raustreten zum Morgenappell!“ wurden ebenfalls mit der Trillerpfeife angekündigt. Mit militärischem Zeremoniell wurde dazu die Hakenkreuzfahne gehisst. Der Direktor der LBA verkündete als Bannführer der Hitlerjugend die Tagesbefehle. In den Unterrichtsräumen lief nach dem Frühstück das gleiche Zeremoniell ab wie in den Schlafräumen, wenn die Lehrer, Erzieher genannt, mit Beginn und Ende der Stunde den Unterrichtsraum betraten oder verließen. Möglicherweise habe ich einige Kommandos vergessen und den organisatorischen Ablauf

auch nicht mehr ganz genau schildern können. Wurde während des Unterrichts zur Beantwortung einer Frage aufgerufen, hieß es: raustreten aus der Sitzreihe, Haltung annehmen, Hacken hörbar zusammenschlagen, rühren – und dann antworten. Danach musste wieder Haltung angenommnen werden usw.

Der Geschichts- und Englischlehrer Dr. Vogel belegte Befehle dieser Art mit einem besonders schnarrenden Ton und eigenem stets besonders zackig wirkendem Auftreten. Er war Reserveoffizier und wohl in einer Kadettenanstalt getrimmt worden.

Unsere vielen Uniformen mussten im Schrank mit der zugehörigen Ausrüstung stets in Ordnung gehalten werden. Dafür sorgten Appelle, bei denen wir uns vor unseren geöffneten Schränken aufbauen mussten, am Abend auch vor dem Schlafengehen im Schuhputzraum zur Besichtigung der geputzten Schuhe.

Schulische Aufgaben wurden verrichtet, wenn „Stille Zeit“ die Tagesordnung bestimmte. Zu den Mahlzeiten nahm an allen Tischen ein Erzieher Platz, über den auch die Tischgespräche liefen. Vor Beginn des Essens sagten die Jungmannen umlaufend einen Tischspruch auf. An folgende kann ich mich noch erinnern: „Der Teller ist kein Untergrund für Pyramidenbauten! Drum hüte dich vor jeder Masse, nicht immer zahlt die Krankenkasse! Haut rein!“ und „Es

Die Lehrerbildungsanstalt (LBA) in Köslin um 1940

trinkt der Mensch, es säuft das Pferd, doch manchmal ist es umgekehrt! Guten Appetit!“

Mängel der Pflege von Uniformen und Schuhen wurden geahndet, manchmal durch „Kostümfeste“ vor dem Schlafengehen. Dazu mussten die unterschiedlichen Uniformen jeweils von der Belegschaft eines Schlafraumes mit größter Geschwindigkeit im Foyer vorgeführt werden. Wurden Ordnungsmängel festgestellt, wurden wir manchmal zur Strafe in unseren Nachthemden auch um das große Gebäude der Lehrerbildungsanstalt gescheucht, mussten zum Schluss die an dem Gebäude existente Treppe auf allen Vieren hochkriechen und dabei singen „Horch, was kommt von draußen rein, hollahi, hollaho! Wird wohl mein Feinsliebchen sein, …!“

Die Nachmittage waren oft mit Übungen auf dem unmittelbar anschließenden Sportplatzgelände verbunden, auch mit allerlei Ausmärschen, bei denen das ganze Liedgut der Soldaten abgesungen oder nur stumm zu den Klängen des Musikzuges marschiert wurde, in dem ich eine Marschtrommel spielte. Mehr Freude bereitete mir aber das Blasen einer Fanfare auf einem Hügel des Sportplatzgeländes.

Ausgehuniformen wiesen uns an silbern paspelierten Ärmelstreifen als Angehörige der Lehrerbildungsanstalt aus, an schwarzen Schulterklappen außerdem auch durch die in Silber gefassten Buch-

staben LBA. Zu dieser Dekoration gehörten noch eine Hakenkreuzbinde am linken Ärmel und die sonstigen Utensilien einer HJ-Uniform. Die Ausbildung zum Lehrerberuf dauerte an der LBA fünf Jahre, verbunden mit Schulpraktika in den letzten zwei Jahren.

Immer, wenn es der Tagesablauf in den Sommermonaten 1944 am Nachmittag erlaubte, in die Stadt zu gehen, verzehrten wir eine Menge Speiseeis. Die dafür erforderlichen Zuckermarken bekamen wir ohne Mengenbeschränkung von unseren Eltern, die im ländlichen Hinterpommern noch ohne die allgemeinen Versorgungsnöte der Kriegszeit lebten.

Ein ehemaliger Kösliner Kamerad schrieb mir 1999, dass der tägliche Dienstplan im allgemeinen so aussah:

„6.30 Uhr	Wecken durch Jagdhornblasen
6.35 Uhr	Frühsport im Gelände mit nacktem Oberkörper und kurzer Sporthose, auch bei Regen, Schnee und Eis
6.45 Uhr	Waschen
6.50 Uhr	Waschraumappell, Kontrolle des Waschraums und der Waschutensilien, Stubenreinigung und Küchendienst, Stuben- und Schrankappell, Flaggenappell, feierliches Flaggenhissen, Trompetensignal, Spruch, Einrücken in den Ess-Saal, gemeinsames Lied, Frühstück

8.00 Uhr	Unterricht: Deutsch, Mathematik, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde Physik, Chemie, Musik, Kunsterziehung, Englisch, später kamen noch Ethik und Werken dazu
13.00 Uhr	Mittagessen, kurze Pause, Küchendienst
14.00 Uhr	Ordnungsdienst (Exerzieren)
15.00 Uhr	Sport: Ballspiele, Boxen, Läufe (3000 m), Leichtathletik, Wettkämpfe
17.00 Uhr	Erledigung der Schularbeiten
18.50 Uhr	Flaggenappell, Einholen der Flagge
19.00 Uhr	Abendessen
20.00 Uhr	Singen, Spielen, Vorlesen, Erzählen
21.50 Uhr	Appell in den Schlafräumen
22.00 Uhr	Zapfenstreich, Jagdhornblasen

Für den reibungslosen Tagesablauf sorgte der wöchentlich wechselnde ZvD (Zugführer vom Dienst). Er wurde unterstützt durch einen abkommandierten Jungmann, den FvD (Führer vom Dienst). Dieser musste die gesamte Jungmannschaft zum Frühsport, zu den Appellen, zum Sport und Ordnungsdienst antreten lassen und dem Zugführer Meldung erstatten. Jeder Zug hatte daneben noch einen eigenen diensthabenden Jungmann, der dem jeweiligen Zugführer gegenüber für den geregelten Tagesablauf verantwortlich war.“

An die von der nationalsozialistischen Ideologie demokratiefeindlich geprägte kurze LBA-Zeit habe ich mich stets besonders lebhaft erinnert, wenn seit der deutschen Teilung bis zur Wiedervereinigung von der Freien Deutschen Jugend und dem Bildungswesen der DDR in Wort und Bild berichtet wurde. Indessen habe ich die ständige Motivation zu persönlicher Weiterbildung jedoch immer als eine förderliche Nachwirkung des mit dem Einzug in die LBA verbundenen sozialen Horizontwechsels empfunden.

Neben den sehr oft zum Nachtisch gereichten Mirabellen sind mir von allen servierten Gerichten gut abgeschmeckte Graupen mit Backobst in Erinnerung, für dessen Rezept ich mich damals leider nicht interessiert hatte. Ich aß dieses einfache Gericht stets mit besonderem Vergnügen und esse seither Graupen, die meine Frau zunächst etwas verächtlich „Kälberzähne“ nannte, in verschiedenen Varianten gerne.

In meinem Kleiderschrank liegen, wie damals im Spind in Köslin, alle T-Shirts, Pullover und Hemden auf Kante. Obwohl meine Frau nie – wie damals der ZvD – zum Schrankappell ruft, lege ich alles nach einer Schablone zusammen und habe bei geöffneter Tür daran nun ein ästhetisches Vergnügen.

Obwohl doch auch niemand zum abendlichen Schuhappell pfeift, stehen alle Schuhe stets von

unten und oben geputzt und gepflegt in einem Kellerregal mit zugehöriger Schuhputzbar.

Kriegsende und Flucht aus Köslin

Herbst 1944

Im frühen Herbst des Jahres 1944 wurde die gesamte LBA zum Bau von Panzer- und Schützengräben nach Malchow in der Nähe von Schlawe beordert. Die Arbeiten unter Anleitung von Soldaten, das improvisierte Kampieren in großen Räumen und das Essen aus Gulaschkanonen haben Spaß gemacht. Allerdings stellten sich bei der Überlegung, die Ostfront könnte eines Tages an diesem Panzergraben unserer Heimat die Kampflinie sein, die ersten brenzligen Gefühle und Zweifel am Endsieg ein. Ich erinnere mich sehr deutlich an solche Gespräche in den ersten Tagen nach der Rückkehr aus Malchow.

Ende Februar 1945 wurde mir noch einmal eine Heimfahrt genehmigt. Ich suchte aus Furcht vor den unkalkulierbaren Folgen der immer weiter auf und schon in Pommern vorrückenden sowjetischen Truppen Zuflucht in der Familie. Zur Begründung meines Antrages hatte ich angegeben, zu Hause meinen Bruder im Urlaub von der Ostfront treffen zu können.

Februar 1945 in Klein Nossin

Den sechs Kilometer weiten Fußweg vom Kleinbahnhof Budow über Gaffert durch die steile Schlucht der Struschk und über den unter einem großen Schneeteppich liegenden Lindenberg konnte ich zusammen mit unserer Nachbarin Gerda Below zurücklegen, die aus Stolp zurückkehrte. Als ich spät abends zu Hause an die Haustür klopfte, schliefen meine Eltern, Großeltern und Geschwister längst. Mein Vater kam mit einer Laterne an die Haustür und fragte mich, wieso ich unter diesen Umständen noch nach Hause gekommen sei. Immer öfter seien schon Detonationen von der herannahenden Front zu hören, Elektrizität gäbe es kaum noch, alles sei schon lange für die Flucht mit dem Pferdewagen gepackt und hier im Flur bereitgelegt. In Köslin sei ich doch bestimmt sicherer.

Am nächsten oder übernächsten Tag trat ich dann auf Drängen meiner Eltern wieder die Rückreise nach Köslin an. Dabei blieb mir der Fußmarsch über den verschneiten Lindenberg zum Kleinbahnhof in

Zurück am 28. Februar

Budow erspart, denn ich konnte frühmorgens in einem Pferdeschlitten des Bauern Ernst Kebschull mitfahren, den ein französischer Kriegsgefangener lenkte.

Auf dem Bahnhof in Stolp wurden aber an diesem 28. Februar schon keine Personenzüge mehr in Richtung Köslin abgefertigt. Während ich da auf dem Bahnsteig ratlos und in gedrückter Stimmung umherstand, blickte ich plötzlich in der Luke eines Güterwagens in einige kahlköpfige Gesichter, die unbeweglich auf meine HJ-Uniform zu starren schienen. Ich konnte diese Situation damals nicht einordnen, aber in Fotos über Konzentrationslager erkenne ich seither immer wieder die Gesichter aus dem Güterzug in Stolp. Was haben diese Häftlinge bei meinem Anblick empfunden und gedacht? Sie sahen mich nur stumm an. 54 Jahre später konnte ich in Erfahrung bringen, dass vor Kriegsende in Stolp noch eine Außenstelle des Konzentrationslagers Stutthoff errichtet worden war. Vielleicht hatte ich also in Gesichter der noch eilig evakuierten Insassen dieses Lagers geblickt? Sind sie von Stolp aus wieder in Richtung Danzig gefahren worden, und unter welchen Bedingungen haben sie dann den Zug verlassen können?

Am Nachmittag fuhr schließlich noch ein Güterzug in Richtung Köslin, der allerlei militärische Ausrüstung transportierte. Ich richtete mich bei einsetzen-

dem Schneegestöber darauf unter dem Schutz eines Flugzeugflügels ein. Ab und an rauchte ich eine der Zigaretten, die mir Tante Herta – eine Schwester meines Vaters – beim Abschied in Klein Nossin zugesteckt hatte. Ständig hielt der Zug. Sonst befand sich kein Mensch auf dem Zug. Ich fühlte mich sehr verlassen. Nachdem der Zug schon stundenlang auf der nur ca. 70 Kilometer langen Strecke unterwegs war, wurde er in Altwiek vor Köslin wieder nach Schlawe zurückbeordert.

Übernachtung in Schlawe

Hier setzte ich mich in Bahnhofsnähe zum Übernachten in einen Hausflur und wurde dann von einer Frau in ihre Wohnung gebeten, in der ich mich aufwärmen, waschen und auf dem geblümten Sofa schlafen konnte.

Vom Fenster meiner Herberge hatte ich eine Sicht auf den Bahnhof. Am nächsten Morgen hat sich diese gütige Frau am Bahnhof noch für mich nach einer Verbindung nach Köslin erkundigt und sagte mir danach, dass kein Zug mehr nach Köslin führe, aber am Bahnhof ein Rote-Kreuz-Wagen stände, der noch nach Köslin gelangen wolle. Zu diesem Wagen bin ich dann gerannt und erfuhr, dass in der Nacht russische Panzer nach Köslin vorgedrungen seien, sie aber dennoch versuchen wollten, Köslin zu erreichen. Es gelang dann auch ohne Schwierigkeiten.

Wieder in Köslin am 1. März 1945

So wie meine Eltern in Klein Nossin, zeigten sich hier meine LBA-Kameraden nun von meinem Eintreffen gegen 10 Uhr überrascht, denn auch sie hatten das Marschgepäck für die Flucht schon parat. In Angst und Bedrängnis vor der herannahenden Front haben wir noch eine Nacht in Uniform und bei ständiger Wachablösung im Gebäude zugebracht, bevor wir am 2. März 1945 in aller Herrgottsfrühe in voller HJ-Montur in Richtung Kolberg aufbrachen. Eine geographische Vorstellung vom Beginn und Ziel unseres Fluchtweges hatte ich. Über eine Karte mit dem Verzeichnis der Dörfer, durch die wir liefen, verfügte wohl nur die Schulführung.

Der Abmarsch wurde urplötzlich zur jahrelangen Trennung von der Familie und zum ebenso schmerzlichen Verlust jeglicher Kontakte zu den Gefährten meiner dörflichen Kindheit.

Die Flucht als ein Weg von Hinterpommern nach irgendwo

Weg und Marsch-gepäck

Wir schleppten im sorgfältig gepackten Tornister alle unsere Uniformen mit und waren mit Brotbeutel und Feldflasche behangen. Ich trug außerdem meine Geige samt Kasten am ersten Fluchttage so um die 20 Kilometer bis Kordeshagen. Am 3. März liefen wir mit unserem Gepäck von mehr als 20 Kilo weiter über Strachmin, Rützow und Ganzkow ganze 17 Kilometer bis Degow, wenige Kilometer vor Kolberg, das unser erstes Marschziel war. Von hier aus, so hofften unsere Lehrer, könnten wir mit Schiffen weiter nach Westen gelangen, denn die LBA Pasewalk war das vorgegebene Ziel unserer Flucht.

Die Ereignisse nahe Degow am 4. März 1945

Während wir in Degow am frühen Vormittag auf dem Hof einer Gaststätte (?) versuchten, für uns einen Eintopf zu kochen – seit zwei Tagen waren wir völlig ungewohnt ohne warmes Essen –, dafür Möhren putzten, Kartoffeln schälten und gerade Suppenhühner organisieren wollten, drängten plötzlich Wehrmachtsverbände zum eiligen Aufbruch. Wir rannten davon. Als die Situation kritisch zu werden schien, warf ich meinen schweren Tornister auf einen Flüchtlingswagen. Ich hörte noch, wie eine Frau sagte „Was sollen wir denn damit?", konnte aber nicht mehr antworten, um weiter zusammen mit einigen Kameraden an der Seite unseres Musiklehrers Schulz – einem Hauptmann und Teilnehmer des Ersten Weltkrieges – eilig davonzulaufen.

In der einen Hand hielt ich noch meinen Geigenkasten, in der anderen einen Brotbeutel. Dies geschah kurz vor Kolberg an einer T-Kreuzung mit einem Wegweiser nach Degow und Kolberg an der Reichsstraße 124, wo wir mit schon durchnässten Füßen über einen abschüssigen Acker auf eine große Scheune zurannten und unter den Beschuss von Stalinorgeln mit ihrem furchteinflößenden Lärm gerieten. Mitten zwischen einer in Auflösung begriffenen Kavallerieeinheit – der angeblichen Wlassow-Armee – zwischen umherliegenden Panzerfäusten, Munition und anderem Kriegsgerät, in Sichtweite von umgestürzten oder vom Militär an den Straßen-

rand abgedrängten Flüchtlingsfahrzeugen und unter dem Aufschrei von Angehörigen auseinanderlaufender Familien rannten wir um unser Leben und gelangten entlang eines Bahndamms am Nachmittag nach Kolberg. – Bei einer Reise im Jahre 2002 habe ich diese markante Stelle meiner Erinnerungen zusammen mit meinem Bruder Rudi wieder aufgesucht, wo am Platz der alten Scheune gerade ein Neubau entstand, das zugehörige Wohngebäude aber noch in seiner alten Fassade dastand. – Ich lief eine Strecke in einer Gruppe mit unserem Schulführer Dr. Schröder, dem Lehrer Böhm und der Hausmutter Zitzmann. Am Anfang dieser Strecke wurde in der Gruppe auch noch ein mit Gepäck befrachtetes Fahrrad geschoben, und auf der Bahntrasse stand vor einem Zug in Richtung Kolberg noch eine Lokomotive unter Dampf. Den Hafen, von dem wir per Schiff zu entkommen hofften, erreichte ich mit noch ca. 40 Jungen, Lehrkräften und Hauspersonal beim Abmarsch.

Am Hafen von Kolberg

Wir hatten am Hafen schon einige Zeit auf und zwischen nassen Stapeln von Grubenholz zugebracht und in Richtung des Leuchtturmes auf das Meer geblickt, als unser Schulführer erschien und uns mitteilte, dass wir als geschlossene HJ-Einheit angesehen und auf kein Schiff gelassen würden. Während nun die Überlegungen, was mit uns weiter werden solle, noch hin und her gingen, tauchte

neben uns eine Funkereinheit auf, die aus einem Tigerpanzer, zwei Schützenpanzerwagen und einem LKW bestand. Nach kurzen Verhandlungen mit unserem Schulführer erklärten sich die Soldaten bereit, uns auf ihren Fahrzeugen mitzunehmen. Das Risiko einer Feindberührung sei aber damit verbunden, über die einzige noch freie Küstenstraße mit Einbruch der Dunkelheit zu entkommen und im Bedarfsfalle dafür auch Waffen und Handgranaten zu benutzen.

Von Kolberg nach Kamp

Ich stieg in ein gepanzertes Kettenfahrzeug, und los ging die Fahrt in den frühen Abendstunden. An einer verschlammten Stelle – schon der Maikuhle ? – blieb der LKW oder eines der Kettenfahrzeuge stecken. Freigezogen von einem der Schützenpanzer wurde das Fahrzeug wegen Eilbedürftigkeit aber doch aufgegeben, als es erneut im Morast versank. Jetzt saßen wir über und über in und auf den Fahrzeugen und erreichten spät in der Nacht ein Kasernengelände in dem Ort Kamp, wo die Soldaten des Wasserfliegerhorstes uns ihre Betten zur Verfügung stellten. Kaum hatten wir uns niedergelegt und davon geträumt, am nächsten Morgen mit Wasserflugzeugen von hier in den sicheren Westen fliegen zu können, mussten wir in der Dunkelheit der Nacht schon zur weiteren Flucht zu Fuß aufbrechen.

An der Ostsee entlang

Kreuz und quer sind wir dann zu dritt in Richtung Ostsee gerannt und in wechselndem Tempo in

Richtung Insel Wollin. Dafür nutzten wir den festen feuchten Sandstreifen unmittelbar am Ostseeufer. Bei Tageslicht schauten wir wehmütig einigen tatsächlich in unmittelbarer Nähe des Ufers tief fliegenden Wasserflugzeugen aus Kamp nach, aus denen uns der eine und andere Passagier freundlich zuwinkte. Dieser Anblick erinnerte mich spontan daran, wie uns im Herbst 1939 beim Kartoffelnsammeln am Lindenberg mehrere JU 52 in Richtung Polen auch so niedrig überflogen, dass wir deren uns zuwinkende Besatzungen gut erkennen konnten.

Als wir uns nach einiger Zeit nicht mehr in unmittelbarer Gefahr vor sowjetischen Verbänden wähnten, zündeten wir umherliegende Handgranaten und warfen einige vom hohen Ufer in die See. Da tauchten Soldaten auf und informierten uns über die Nähe der Front. Bevor wir uns in aller Eile davonmachten, trennte ich mich hier von meiner Geige. Vom steilen Ufer warf ich sie in die Ostsee. Weshalb war ich überhaupt damit bis hierher gelaufen?

Wo waren wir überhaupt?

Wir liefen ohne Karte in der Gewissheit am Strand entlang, auf diesem Wege mit Sicherheit zur Insel Wollin zu gelangen. Gegen Abend des Tages, an dem mich der Anblick vieler Villen im Strandbereich sehr beeindruckte, wurde die Situation brenzlig. Der Geschützdonner verstärkte sich, der Lichtschein von brennenden Ortschaften erleuchtete den Himmel und um uns herrschte ein unübersehbares Chaos

von Flüchtenden. Es gelang uns aber, in der Dunkelheit auf einen LKW zu steigen, dessen Fahrer rücksichtslos versuchte, noch vor Anbruch des nächsten Tages über eine angeblich schnell errichtete Pontonbrücke über die Divenow auf die als zunächst sicher geltende Insel Wollin zu gelangen. Auf seiner anfangs beleuchteten Ladefläche des LKW standen zwei Benzinfässer neben viel Munition. Unter dem Eindruck der ständigen Hilfeschreie und Detonationen ringsumher legte ich mir zu Beginn der Fahrt einen MG-Gurt über die Schulter und setzte mich auf ein Benzinfass. Sollten wir einen Treffer bekommen, so dachte ich, wäre das eine Garantie für einen kurzen Tod! Der LKW war gar nicht stark besetzt. Die Flüchtlinge blieben wohl auf ihren Wagen, weil sie sich von ihren Habseligkeit nicht trennen wollten und hofften, auch mit ihren Gespannen über rettende Pontonbrücke zu gelangen.

Auf der Insel Wollin

Irgendwann rumpelten zu unserer großen Erleichterung die Räder aber über die Brücke, und wir hielten irgendwo auf der Insel Wollin. Von hier aus wirkte der Feuerschein der Brände im östlichen Uferbereich der Dievenow noch furchterregender. Hauptsächlich solle der Feuerschein über dem brennenden Cammin stehen. Wir beruhigten uns aber mit der Vorstellung, dass die Russen nicht so schnell zu einem Sprung auf die Insel ansetzen würden.

Auf dem Weg von Köslin bis zur Insel Wollin haben wir kein einziges Kampfflugzeug am Himmel gesehen. Neben einigen schon erwähnten Wasserflugzeugen begegneten wir lediglich auf der Küstenstraße zwischen Kolberg und Kamp einem Fieseler Storch, der in hüpfendem Flug über uns hinweghuschte. Natürlich klammerten wir uns sogleich an die Vorstellung, dass er zu einem Erkundungsflug unterwegs sei und wir vielleicht mit Entsatz bzw. militärischer Unterstützung für unseren Fluchtversuch rechnen könnten.

Wollin und Heringsdorf

Wo und wie wir die Nacht auf der Insel Wollin zugebracht haben, weiß ich nicht mehr. Auf unserem Weg nach Heringsdorf auf der Insel Usedom, wo wir uns im Hotel Atlantik sammeln sollten, erstand ich am nächsten Morgen in einer Fleischerei am Wegesrand gleich vielen anderen eine lange frische Wurst, die gerade aus dem Kessel gekommen war. Weil ich nur noch einen Brotbeutel für den Transport meiner letzten Habe besaß, hatte ich mir diese Wurst um den Hals gehängt. Da lief ich Vera, der Tochter meines ehemaligen Klein Nossiner Lehrers Otto Häcker, in die Arme. Sie war in der Nähe Köslins als Lehrerin tätig und befand sich mit den Dorfbewohnern ebenfalls auf der Flucht. Nachdem wir uns begrüßt und über den Fluchtweg ausgetauscht hatten, trennten sich unsere Wege wieder. Später erfuhr ich, dass es Vera Häcker schon 1945 gelang,

nach Wundichow und Klein Nossin zurückzukehren. Dort erwartete sie die schreckliche Nachricht, dass ihre Eltern an einem von ihrem Vater besonders geliebten Platz im Klein Nossiner Wald ihre noch nicht schulpflichtige kleine Tochter mit in den von ihnen durch Gift selbst gewählten Tod genommen hatten.

Von der Wegstrecke der Begegnung mit Vera Häcker auf der Insel Wollin bis zum Sammelpunkt im Hotel Atlantik in Heringsdorf auf Usedom habe ich nicht mehr die blasseste Vorstellung. An den Namen des Hotels kann ich mich dagegen genau erinnern, auch an die Lage unmittelbar am Strand. Vielleicht war das Hotel als Marschziel gewählt worden, weil es unser Schulführer oder einer der Erzieher persönlich kannte. Auf Nachfrage erfuhr ich am 10. Mai 1999 vom Bauamt der Gemeinde Heringsdorf, dass das Gebäude inzwischen wegen Baufälligkeit der Fundamente abgetragen worden sei.

Im Hotel Atlantik endete der Fußmarsch unserer Flucht. Erinnerungen an die konkreten Umstände unseres Hotelaufenthaltes sind mir nicht verblieben.

Von Heringsdorf über Pasewalk nach Celle

Wir fuhren nach Klärung organisatorischer Fragen durch unseren Schulführer mit der Bahn zu einer LBA in Pasewalk. Endstation unseres Fluchtweges war am 15. März aber erst in Celle, nachdem wir die Bahnfahrt mit einer Übernachtung in einem Bunker

im total zerstörten Hamburg unterbrochen hatten. Das Bild der Erinnerung an die Übernachtung prägen schwarze Fassaden ausgebrannter Häuser, deren Fensterlöcher wie große Augenhöhlen von riesigen Totenschädeln wirkten. Brote mit süßlich schmeckender Blutwurst gaben Anlass zu makabren Bemerkungen über deren Eigenschaften.

Im Celler Schloss

In Celle kamen wir am 15. März an und wurden gleich im Schloss einquartiert. Mein Schlafraum befand sich im Dachgeschoss des Innenhofes, unser Aufenthaltsraum im mittleren Turm. Im Schlosspark blühten Stiefmütterchen, Krokusse und Forsythien. Hier im Westen schien alles paradiesisch friedlich, schön und anders zu sein als in dem jetzt von den Russen überrannten und von seinen Menschen verlassenen Hinterpommern.

Fliegeralarm und Rhabarbereintopf

Kaum hatten wir uns im Schloss eingerichtet, gab es aber noch vor dem ersten Ausrücken in die gastgebende LBA Fliegeralarm, der uns stundenlang an den Bunker unter dem Schloss fesselte, weil die alliierten Bomber in mehreren Wellen einem Bombardement Braunschweigs entgegenbrummten. Die Sonne schien. Vom Bunkereingang konnten wir deutlich die auf keine Gegenwehr mehr stoßenden Flugzeuge am Himmel sehen. Als wir nach der Entwarnung am späten Nachmittag mit Gesang in der sogenannten Glasschule, dem LBA-Gebäude im Bauhausstil in der Sägemühlenstraße, eintrafen und

uns hungrig an die Tische setzten, verstand ich die Welt nicht mehr: Für uns stand ein Eintopf aus Kartoffeln und Rhabarber auf dem Tisch – aus der guten Küche einer Landarbeiterfamilie in Hinterpommern ins Celler Schloss mit diesem Eintopf!

Ob noch Unterricht erteilt wurde?

Meine Erinnerungen sind von unseren Marschgesängen in der Stadt geprägt, die Menschen aus geöffneten Fenstern mit Kopfschütteln bedachten, von Fliegeralarmen, von Bootsfahrten auf der Aller, vor denen wir uns mit Hilfe der auf der Flucht gefundenen Brotmarken immer mit Trüller-Keksen aus einem Laden an der Allerbrücke versorgten. Bald erlaubten die anhaltenden Angriffe englischer Tieffflieger diese Bootsfahrten aber nicht mehr.

Bratkartoffeln und Bomann-Museum

In bester Erinnerung sind mir zahlreiche Besuche im Celler Ratskeller, wo für ein paar aufgesammelte Brotmarken Bratkartoffeln und Rote Beete zu haben waren. Eintopf aus Kartoffeln und Rhabarber wurde nämlich noch häufiger in der Sägemühlenstraße serviert.

Bleibende Eindrücke vermittelten mir das am Celler Schloss gelegene Bomann-Museum, dessen gelegentlicher Besucher ich seither geblieben bin. Als wir eines Tages dazu eingesetzt wurden, beim Empfang und Weitertransport von Flüchtlingen auf dem Bahnhof behilflich zu sein, traf ich auf Liesbeth und Irmgard Bartsch und Charlotte Damaske, drei junge Frauen aus Klein Nossin. Ihnen war die Flucht

mit Hilfe von Wehrmachtseinheiten nach Gotenhafen und von dort aus mit dem Schiff gelungen. Sie wussten aber nichts vom Schicksal ihrer Familien und meiner Familie.

Zuletzt war ich noch einige Tage zusammen mit einem oder zwei anderen Kameraden bei dem Mittelschullehrer König in der Lüneburger Heerstraße einquartiert. Meines Wissens diente uns das Schloss noch für den Aufenthalt am Tage.

Wohin jetzt?

Als sich die englischen Truppen der Stadt Celle näherten, wurde die LBA am 8. April aufgelöst. Alle Jungen des Jahrganges 1930 – vielleicht nur die hierher geflüchteten? – erhielten als Marschverpflegung drei Eier und eine Portion Zucker in einem Weckglas, weil dafür wohl keine anderen Behältnisse existierten oder so schnell aufzutreiben waren. Die älteren Jahrgänge wurden zum Volkssturm herangezogen. Wie wir nun zu dritt (?) – und wer waren die anderen Kameraden des Jahrganges 1930 aus Pommern, waren es meine Mitbewohner in der Lüneburger Heerstraße? – an der Allerbrücke auf eine Mitfahrmöglichkeit in Richtung Eschede warteten, zogen die älteren Schulkameraden mit Panzerfäusten bewaffnet in Richtung Wittingen an uns vorbei, sodass wir uns noch ein letztes Mal zuwinken konnten.

Da kein Fahrzeug kam oder hielt, setzten wir uns zu Fuß in Marsch. Wohin sollten wir in dieser Situa-

tion eigentlich gehen? Unsere Elternhäuser standen in dem inzwischen von den Russen eroberten Pommern. Verwandte hatten wir in dem ständig bombardierten und hungernden Berlin, keine jedoch weiter westlich. Aus zwei Gründen entschieden wir uns für Stralsund: weil sich dort eine Suchstelle des Roten Kreuzes für Flüchtlinge aus Hinterpommern befinden sollte und weil wir auf der Bahnfahrt von Heringsdorf nach Pasewalk dort so hervorragend schmeckende, mit Schmalz bestrichene und mit Wurst belegte Brote vom Roten Kreuz bekommen hatten.

Die Nacht in Eschede

In Eschede meldeten wir uns am Abend zur Übernachtung beim Bürgermeister und erhielten auch einen Schlafplatz. Ob dies ein Notlager in seinem Kuhstall oder in einem anderen mit Stroh ausgelegten Bereich war, weiß ich heute nicht mehr.

Zuflucht in Stralsund

Die Bahnfahrt nach Stralsund haben wir trotz einiger Unterbrechungen in relativ kurzer Zeit hinter uns gebracht. Zunächst fuhren wir auf den Kohlentendern der Lokomotiven, weil die Züge total überfüllt waren. Als uns aber mehrmals Flugzeuge überflogen, dachten wir, die Lokomotive könnte vielleicht das bevorzugte Ziel von Tieffliegerangriffen werden und verkrochen uns deshalb in den Personenwagen. Bei strahlendem Sonnenschein liefen wir gegen Mittag in Stralsund ein. Hier erlebten wir auf dem Bahnhof eine Enttäuschung nach

der anderen. Beim Roten Kreuz gab es die uns einst so gut schmeckenden belegten Brote nicht mehr und es existierte auch keine Meldestelle für Flüchtlinge aus Hinterpommern. Was jetzt tun?

Wir saßen irgendwo in der Nähe des Bahnhofs auf grünem Rasen, schauten auf Erdarbeiten zur Verteidigung der Stadt und beratschlagten. Wir entschieden, zur Organisation Todt (OT) zu gehen, die für solche Schanzarbeiten zuständig war. Aus unserem Einsatz zum Bau von Befestigungsanlagen um Schlawe im Herbst letzten Jahres verfügten wir ja schon über praktische Erfahrungen.

Der zuständige Schachtmeister der OT stellte uns sogleich als Meldegänger für diese Arbeiten auf einer langen Strecke ein, nachdem wir ihm von unserem Schicksal und unseren Motiven berichtet hatten. Er verschaffte mir auch in dem Hause, in dem er mit seinem Kameraden – Paris oder Parisius – wohnte, eine Schlafstätte und sorgte für unsere Verpflegung. In diesem alten Fachwerkhaus erlebten wir eines Nachts einen fürchterlichen Fliegerangriff, der das Gebäude zum Wackeln brachte. Ich stellte mich in einen Türrahmen in der Hoffnung, so die größtmögliche Sicherheit zu haben.

Flucht mit der OT von Stralsund nach Schleswig

Ende April begann dann der russische Angriff bei Stettin. Das war das schon seit Tagen erwartete Signal für den Aufbruch der OT-Einheit nach Neumünster in Schleswig-Holstein. Ich wurde von den

beiden Männern auf einem LKW mitgenommen. Tieffliegier der Alliierten beschossen uns besonders hartnäckig am Ortsausgang von Bad Doberan. Hier bog dann unser LKW in einer scharfen Kurve in einen unmittelbar angrenzenden Wald ein, in dem uns ein größerer Holzstoß vor gezieltem Feuer rettete. Unsere Reise endete dennoch am gleichen Tage schließlich in Schleswig, wo wir in einem Haus am Stadtrand Unterschlupf fanden. Schräg gegenüber hatte sich Max Schmeling einquartiert. Kurz darauf besetzten englische Truppen an einem der ersten Maitage die Stadt Schleswig. Ich unternahm zusammen mit den beiden OT-Männern jetzt zahlreiche Hamsterfahrten, für die uns unsere schleswig-holsteinisches Plattdeutsch sprechende Wirtin mit hilfreichen Tipps versorgte. Unsere Wege führten vor allem in geöffnete Marinearsenale. Große Beutel mit Fleisch schleppten wir ab, ebenso viele neue Textilien aus Beständen der Wehrmacht. Ich stattete mich mit einem schönen hellblauen Wollmantel der Flakhelfer aus und fand auch Gefallen an einem Offiziersmantel der Marine, der an mir allerdings reichlich groß ausfiel.

Die Hauswirtin tischte mit einer gewissen Vorliebe mausgraue Buchweizenklöße mit Sirup für uns auf. In meinen Erinnerungen hat sie damit keinen Blumentopf gewinnen können.

Aufbruch von Schleswig nach Pommern am 24. Mai 1945

Einen Tag vor meinem 15. Geburtstag – am 24. Mai 1945 – trieb mich die quälende Ungewissheit über das Schicksal der Eltern, Großeltern und Geschwister trotz aller Schreckensmeldungen über das Wüten der Russen bei der Eroberung Pommerns auf den Weg zurück nach Klein Nossin. Zu groß war das Heimweh nach dem vor drei Monaten verlassenen Dorf, in dem doch zu dieser Jahreszeit der Flieder blühte, die Kühe auf den Weiden waren und die Herden am Morgen und Abend mit dem Glockengebimmel durchs Dorf zogen und ihre duftenden Fladen auf das Kopfsteinpflaster klacksten. Das Gemüse wuchs, die Kartoffeln standen auch schon im Kraut, und es begann das barfüßige Leben.

Die Nacht in Eckernförde

Am ersten Tage schaffte ich es bis Eckernförde (?) und schlief in der Nacht zusammen mit Soldaten und Flüchtlingen auf Stroh in einem Kuhstall. Ich kann mich nur noch erinnern, dass das Innere des Stalls aus frei stehendem Fachwerk bestand und das Gebäude im Besitz eines Pastors sein sollte. Hier büßte ich meine gesamte Marschverpflegung ein, unter anderem drei kleine Dauerwürste. Ich hatte sie für Notzeiten in einem kleinen hölzernen Schmuckkasten in meinem Rucksack verstaut.

Geburtstag und Festessen

Bei Sonnenschein zog ich am Morgen meines Geburtstages weiter in Richtung Kiel und vorbei an vielen im Freien kampierenden Soldaten, die in einem Waldgelände in kleinen Gruppen zusammen-

hockten und in ihren Stahlhelmen Brennnesselsuppe kochten. Es hieß, das Gebiet nördlich des Kaiser-Wilhelm-Kanals – heute der Nord-Ostsee-Kanal – sei Kriegsgefangenenlager. In einem kleinen Waldstück stieß ich auf ein einsames Gehöft, an dem sich ein Kartoffelacker befand. Das brachte mich auf die Idee, den Leuten meinen unnötig gewordenen neuen Wollmantel im Tausch gegen Lebensmittel anzubieten.

Wir einigten uns auf einen mit Kartoffeln gefüllten Aluminiumkochtopf. Außerdem erbat ich mir noch einige Zwiebeln und etwas Salz, und weil ich seit dem Erwachen an meinem Geburtstag nichts gegessen hatte, dauerte es nicht lange, bis die ersten Kartoffeln auf ein paar zusammengesuchten Steinen gargekocht und gegessen waren.

Am Kieler Kanal

Irgendwo konnte ich danach auf einen LKW steigen, der zur Kieler Kanalbrücke fuhr. Der Fahrer informierte seine Fahrgäste, dass an der Kanalbrücke ein Deutsch sprechender englischer Zivilist – ein emigrierter Jude – unter der Aufsicht bewaffneter englischer Soldaten alle Passanten kontrolliere. Das geschah auch tatsächlich. In meinem Brotbeutel entdeckte er unter den drei Fotos, die sich darin während der ganzen Flucht – aus welchen unerklärlichen Gründen auch immer – befunden hatten, ein Hochzeitsfoto eines Cousins aus Klein Gansen mit einem Hakenkreuzfähnchen in einer Girlande. Er

schaute mich argwöhnisch an und schickte mich zur Militärpolizei auf der anderen Seite der Brücke. Weil ich fürchtete, auf Waffen untersucht zu werden, warf ich in der Mitte der Brücke schweren Herzens das Fallschirmjägermesser in den Kanal, das ich irgendwo aufgelesen und seitdem als formschönes Messer so gerne benutzt hatte. Wortlos wurde ich auf der anderen Seite der Brücke empfangen, in einen Jeep verfrachtet und zum Verhör in eine Militärdienststelle in der Stadt gebracht. Immerhin hatte ich damit bereits die angeblich unüberwindbare Kanalbrücke passiert.

Zwei Offiziere empfingen mich in der gepflegten zivilen Atmosphäre einer Villa und fragten freundlich, wie alt und ob ich Angehöriger des Werwolfes sei und wohin ich wolle. Ich konnte mich leidlich in Englisch verständigen, sodass das Gespräch sich bald auf meine Heimat und meine Familie als mein Reiseziel erstreckte. Nachdem ich von ihnen wiederholt gefragt worden war, ob ich wüsste, dass Pommern doch von den Russen besetzt sei und ich diese Frage bejahte, bekundeten sie mir recht deutlich ihr Unverständnis. Sie verabschiedeten mich höflich und wünschten mir weiterhin eine gute Reise. Die Fairness der beiden Herren beeindruckte mich sehr. Möglicherweise haben sie diese Vernehmung als ihrer unwürdig empfunden, weil sie mir gelegentlich den Rücken zuwandten, sich vor einem

der beiden Fenster leise unterhielten und dann mit mir das Gespräch fortsetzten.

Zu Fuß und per Anhalter kam ich am 25. Mai bei strahlendem Sonnenschein noch bis Bad Schwartau.

Überraschung in Bad Schwartau

Hier bat ich in einem Hause auf meinem Wege darum, mich waschen zu dürfen. Bei den vielen auf den Straßen umherirrenden Flüchtlingen, Ausgebombten und Soldaten war dies durchaus üblich. Kaum hatte ich mitgeteilt, dass ich nach Klein Nossin im Kreis Stolp wolle, erfuhr ich, dass sich im Hause jemand aus dem nur sechs Kilometer entfernten Budow befinde. So wurde ich eingeladen, im Hause zu übernachten.

Der Budower war der schwer kriegsbeschädigte Gerhard Hingst. Er teilte sich mit mir das Zimmer. Er war wohl gut zehn oder elf Jahre älter als ich. Seine im Krieg zertrümmerte Schädeldecke war durch eine Silberplatte ersetzt worden.

Weiter gen Osten

Am Morgen des 26. Mai brachen wir beide in der Hoffnung auf, irgendwie unsere Heimatorte zu erreichen. In der Nähe von Bad Kleinen gerieten wir an die damalige Grenzlinie der sowjetischen Zone. Hier, an einem provisorisch errichteten Schlagbaum hielt uns der Anblick sowjetischer Soldaten zunächst von der Weiterreise ab. Wir arbeiteten vorübergehend auf einem Bauernhof in Rugensee in der Nähe von Bad Kleinen und wohnten in einem Arbeiterhaus eines Gutshofes ganz in der Nähe der Grenzli-

nie. Wir litten keinen Hunger, waren aber ständig damit beschäftigt, Pläne für unsere Weiterreise zu schmieden. Nachdem die sowjetische Besatzungsgrenze plötzlich bis nahe Lübeck vorverlegt worden war, waren wir ohne eigene Anstrengung in den Herrschaftsbereich der sowjetischen Truppen gelangt und brachen zusammen mit vielen Flüchtlingen, die immer noch mit ihren Pferdewagen unterwegs waren, wieder hoffnungsvoll in Richtung Heimat auf. Schon nach kurzer Wegstrecke verbreitete sich die Kunde, am alten Grenzpunkt würden alle Männer besonders streng kontrolliert oder gar festgesetzt. Wir wichen deshalb in ein Waldstück aus, um den Grenzpunkt zu umgehen. Da traten uns auch schon zwei junge Rotarmisten mit vorgehaltener MP entgegen, lachten und riefen „Stoij!" und nahmen meinen Weggefährten fest. Nun war ich wieder mutterseelenallein auf der Straße. Mein Gepäck konnte ich auf einen in Richtung Wismar fahrenden Flüchtlingswagen werfen und mich beim Fußmarsch am Leiterwagen festhalten.

Allein auf den Straßen nach Pommern

Notdürftig bekleidet lief ich zu dieser Zeit – gerade 15 Jahre alt – in einer grauen Breecheshose des Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps (NSKK) und dazu unpassenden (SA-)Stiefeln. Um trotz dieser wohl ulkig wirkenden Kombination nicht bei möglichen weiteren Kontrollen für einen Erwachsenen gehalten zu werden, zog ich meine Stiefel aus,

lief barfuß und versuchte, die Beine so einzuknicken, dass ich noch kleiner und unscheinbarer wirkte.

Wiedersehen in Rostock

Auf dem weiteren Wege kamen mir kurz hinter der Rostocker Stadtgrenze völlig unvermutet zwei Schulkameraden der LBA Köslin entgegen, deren Namen mir leider entfallen sind. Sie hatten den Versuch, zu ihren Familien in die hinterpommersche Heimat zu gelangen, in dem Dorf Scheune kurz vor Stettin abgebrochen, nachdem sie dort von Polen verprügelt worden waren. Da ich mich aber dadurch nicht davon abbringen ließ, zu meiner Familie zu gelangen, und die beiden ohnehin ziellos umherirrten, schlossen sie sich mir auf meinem Wege nach Hinterpommern wieder an.

Von Rostock nach Stettin

Wir transportierten unsere Habseligkeiten zeitweise mit einem Handwagen, der auf Kinderwagenrädern montiert war. Essen und Trinken „organisierten“ wir nach Bedarf und Gelegenheit. Mit uns ziehende entlassene Soldaten unterstützten uns dabei. Auf unserer Wanderung nach Stettin müssen wir längere Zeit unterwegs gewesen sein, denn am berüchtigten Grenzort Scheune vor Stettin verbrachten wir aus Furcht vor uns drohenden Gefahren die Nacht in der Nähe des Bahnhofs in einer Getreidestiege oder einem Heuhaufen.

Schreie von Frauen und Kindern, die sich auf dem Bahnhof offensichtlich gegen gewalttätige Übergriffe von Soldaten und/oder Polen wehrten, veranlassten

uns, unser in Rostock gefasstes Reiseziel noch in der Nacht aufzugeben.

Von Scheune nach Berlin

Da wir alle drei Verwandte in Berlin hatten, liefen wir nunmehr entlang der Bahnstrecke in Richtung Berlin in der Hoffnung, bei den Verwandten Zuflucht zu finden. Erinnern kann ich mich nur noch, dass wir die ganze Strecke zu Fuß zurückgelegt und irgendwo in Berlin inmitten massenweise umherziehender und umherfahrender gepäckbeladener Menschen die erste U-Bahn bestiegen haben, deren Türen sich automatisch schlossen. Welch ein Erlebnis für uns Landpomeranzen!

Dazu noch die Hoffnung, unseren Verwandten nach Monaten des Umherirrens in Norddeutschland ganz nahe zu sein. In der Aufregung versäumten wir es, die Adressen unserer Verwandten zu tauschen. Da wegen zerstörter Bahnhöfe und Gleise die Züge oft nur kurze Strecken fuhren, und wir in dem chaotischen Gedränge beim erneuten Einsteigen den automatisch schließenden Türen ausgesetzt waren, verloren wir uns in Berlin, so dass jeder wieder völlig auf sich allein gestellt war.

Bei Onkel Emil und Tante Grete in Berlin

Gegen Abend fand ich Gott sei Dank Tante Grete und Onkel Emil in ihrer unversehrt gebliebenen Wohnung in der Belziger Straße 27 in Schöneberg. Meine Cousine Ruth gelangte erst einige Zeit später von Österreich nach Berlin.

Einige Lebensmittel brachte ich mit, unter anderem ein größeres Stück geräucherten Speck, den unsere Berliner so sehr liebten. Ich hatte ihn gegen meine Taschenuhr eingetauscht. Am übernächsten Tag nach meiner Ankunft meldete ich mich polizeilich in Berlin an und erhielt die begehrten Lebensmittelmarken.

Mein Onkel arbeitete als Tischler bei der Bestattungsfirma Grieneisen in der Belziger Straße. Auf dem Gelände befand sich eine amerikanische Militäreinheit, die mich bereitwillig in ihre Dienste nahm. Unmittelbar am Schöneberger Rathaus musste ich an einem Hydranten ihre Autos waschen. Für diese Tätigkeit erhielt ich so begehrte Lebensmittel wie Weißbrot, Kakao und verpacktes Essen aus der Küche, auch Zigaretten. Die Soldaten nannten mich Joe. Einmal wurde ich aber auch in einen Jeep verfrachtet und zu einem unangenehmen Verhör auf einer Geheimdienststelle in einen Außenbezirk Berlins gefahren. Vielleicht war es ein Routineverhör für alle bei den Amerikanern beschäftigten Deutschen.

Oft war ich mit meinen Verwandten auch bei aus Pommern zugewanderten Bekannten zu Gast und lernte deren Lebensweisen und Wohnverhältnisse kennen.

Bei den Versuchen, im Umkreis der Belziger Straße eine markenfreie Wurstsuppe bei Fleischern ausfin-

dig zu machen oder in Gaststätten den Siphon mit Bier gefüllt zu bekommen, wurde ich mit dem Stadtteil Berlin-Schöneberg recht vertraut.

Erneuter Versuch, nach Klein Nossin zu gelangen

In Berlin traf ich den ebenfalls bei seinen Verwandten gestrandeten Klein Nossiner Siegfried Grunst. Trotz der wenig ermutigenden Erfahrungen, mit meinen beiden Kösliner Schulkameraden in die hinterpommerschen Heimatorte zu gelangen, vereinbarte ich mit ihm eines Tages doch einen weiteren Rückkehrversuch. Wir erreichten Stettin, mussten aber eine Strecke durch die Stadt laufen, um den Bahnhof zur Weiterreise zu erreichen. Unterwegs wurden wir von jungen Polen sehr aggressiv belästigt, wir ließen uns aber dadurch von unserem Ziel nicht abhalten. Am Bahnhof bestiegen wir bei schönem Wetter den Kohlentender einer Lokomotive. Wir nahmen an, darauf die einzigen Fahrgäste zu bleiben.

Jeder behielt seinen Rucksack auf dem Buckel. Die Lokomotive zog zahlreiche Personenwagen für Zivilisten und russisches Militär. Dazwischen befand sich eine noch größere Zahl zum Teil offener Güterwagen, die mit Beutegut voll bepackt waren, darunter auch Einrichtungsgegenstände aus privaten Haushalten wie beispielsweise schon stark gebrauchte Toilettenschüsseln. Wir glaubten, mit dem Platz auf dem Kohlentender besonders klug gehandelt zu haben, denn es hieß, dass alle Züge in der

Nähe Stettins langsam führen, auf freier Strecke halten würden und dies dann das Signal sei, den mitreisenden Deutschen das Gepäck zu entwenden und es aus dem Zug zu werfen. Aber schon vor Abfahrt des Zuges sahen wir uns von einigen Gestalten umringt, die sich wie routiniert und stumm um uns gesellten. Dennoch gelangten wir unversehrt bis zu einer Blockstelle auf der Strecke nach Stargard. Hier hielt der Zug längere Zeit, und wir stiegen aus, um uns die Füße zu vertreten. Da wurden wir von einer Gruppe Sowjetsoldaten in ein lebhaftes Gespräch über unser Reiseziel und Hitler-Deutschland verwickelt. Sie drohten damit, uns nach Sibirien mitnehmen zu wollen. Zum Glück baten sie uns nach einiger Zeit, von einem etwas entfernt liegenden Hause zwei Kannen Teewasser zu holen. Bevor wir das Haus erreichten, ertönte von der Lokomotive das Signal zum Einsteigen. Und als dann der Zug abfuhr, warfen wir die Kannen fort und rannten so schnell wir nur konnten auf und davon, über Wiesen und Weiden, an deren Zäunen Felle geschlachteter Tiere wie Symbole drohender Gefahren hingen. Wir liefen lange neben dem Bahndamm her, bis wir wieder auf eine Straße in Richtung Stettin kamen. Streckenweise war der Bahndamm übersät von ausgeplünderten Koffern, Taschen und Kartons, von Unmengen deutschem Papiergeld und Lebensmittelkarten und menschlicher Notdurft.

Ich weiß nicht mehr, ob wir die ganze Strecke von der Blockstelle bis Stettin zu Fuß zurücklegten, jedenfalls kamen wir gegen Abend wieder in Stettin an. Hier erwies sich unsere Furcht vor neuen Schwierigkeiten als völlig unbegründet. Wir wurden in der Nähe des Bahnhofs lediglich von einem älteren Manne nach alten deutschen silberhaltigen Fünfmarkstücken gefragt. Enttäuscht von unserem Misserfolg fuhren wir wieder nach Berlin zurück.

Wieder in Berlin und in Richtung Magdeburg

Da ich nur unregelmäßig bei einer amerikanischen Militäreinheit beschäftigt war, hatte ich zwischendurch Hamsterfahrten in die Magdeburger Börde unternehmen können, die ich aus dem Geographieunterricht als fruchtbare Gegend in Erinnerung hatte. Von hier schleppte ich Kartoffeln, Gemüse und Obst an, durchaus nicht immer legal erworben.

Nach einer Verordnung der Militärregierung mussten alle Personen, die nach einem Stichtag – es mag der 20. Juli oder August 1945 gewesen sein – nach Berlin zugezogen waren und im September 1939 hier nicht ihren Wohnsitz gehabt hatten, Berlin verlassen bzw. sie erhielten keine Lebensmittelkarten mehr. Ich war davon betroffen, weil ich mich erst zwei Tage nach meiner Ankunft – also am Tag nach diesem Stichtag – in Berlin polizeilich gemeldet hatte.

Genaue Daten über meinen Aufenthalt in Schöneberg habe ich leider nicht mehr ermitteln können, da

nach Auskunft der Senatsverwaltung von dieser Zeit keine Melderegister mehr vorhanden sind.

Was jetzt tun? Wieder nach irgendwo? Kurz entschlossen entschied ich mich für eine Bahnfahrt auf der mir schon bekannten Strecke Berlin–Magdeburg. Wo sich allem Anschein nach überleben ließ, wollte ich aussteigen. Unmittelbar vor und nach Kriegsende waren alle Bahnfahrten kostenlos. Aber die Züge waren stets total überfüllt und auch die Trittbretter, Puffer und Dächer immer voll besetzt. So wählte ich auch für diese Fahrt bei schönem Wetter gleich das Dach eines Wagens als Sitzplatz, um die Entscheidung über das Ziel meiner Reise von hier oben aus zu treffen. Noch vor Abfahrt des Zuges – genaue Abfahrts- und Ankunftszeiten der Züge existierten noch nicht wieder – verzehrte ich meine Marschverpflegung, eine Portion Kartoffelsalat in einem verschraubten Marmeladenglas. In Groß Kreuz, einer Bahnstation nach Werder, verließ ich den Zug und ging zum Bürgermeister, um bei ihm nach einer Bleibe zu fragen. Er empfahl mir, den Bauern Karl Stoof aufzusuchen. Dort könne ich sicher bleiben.

Arbeit und Leben in Groß Kreutz

Mit zwei ebenfalls von ihren Familien getrennten Jungen aus Ortelsburg und Allenstein, mit Bernhard und Karl-Heinz, teilte ich hier mein Schicksal in einem Raum, der bisher als Waschküche genutzt worden war. Jeden Abend gab es Pellkartoffeln und Quark satt, Heiligabend 1945 zur Abwechslung

vorweg Mohnmilchsuppe und als Geschenk gestrickte Wollsocken. Ob wir für unsere Arbeit auch ein paar Reichsmark erhielten, erinnere ich nicht mehr. – Nach dem Fall der Mauer und kurz nach der Grenzöffnung im Jahr 1989 habe ich auf dem Wege nach Berlin zusammen mit Tochter Heike bei einem Abstecher nach Groß Kreuz die Waschküche als die ehemalige gemeinschaftliche Schlafkammer wiederentdeckt. Der Bauernhof selbst bot einen verwahrlosten Eindruck. Die Hausbewohner berichteten, dass die Eigentümer nach Westdeutschland geflüchtet und inzwischen verstorben seien.

Schnaps brennen und trinken

Eines Nachts wurde auf dem Hof Schnaps gebrannt. Am Sonntag darauf war ich zum ersten Male in meinem Leben richtig betrunken und torkelte am Abend beim Füttern der Kühe. Bernhard und Karl-Heinz lachten. Sie waren offensichtlich erfahrener und hatten nicht zum ersten Male nachts in einem abgedunkelten Raum Schnaps gebrannt, es vermutlich schon in Ostpreußen gelernt.

Einkassiert und verfrachtet

Auf der Dorfstraße in Groß Kreuz wurde ich in den ersten Januartagen des Jahres 1946 auf dem Wege zum Miststreuen ganz unvermittelt von Rotarmisten auf einen LKW verfrachtet, auf dem sich bereits zahlreiche Männer, Frauen, Jungen und Mädchen befanden. Wir sollten an der Havel Kähne ausladen. Erinnern kann ich nur noch, dass das Frachtgut auch aus grünen Tomaten bestand, die in großen Eichen-

fässern eingelegt waren. Als Verpflegung erhielten wir Brot und „Kapusta“ (Kohlsuppe).

Nachts kampierten wir in einem Schuppen in großen Strohhaufen. Obwohl keiner wusste, wo wir abgeblieben waren und niemand erfuhr, wie lange wir hier arbeiten sollten, war die Zeit doch recht kurzweilig. Ich lernte Sprache, Mentalität und die ausgesprochene Liebenswürdigkeit wolgadeutscher Mädchen und Frauen kennen und schätzen.

Nach der Entlassung aus dieser Arbeitsstelle fuhr ich anderntags früh zu meinen Verwandten nach Berlin. Da ich dort nicht ohne ein Geschenk ankommen wollte, nahm ich in der Nacht davor ein großes Kaninchen vom Nachbargrundstück an mich. Im Rucksack transportierte ich es lebend. Voll gepinkelt und voll geköttelt war er bei der Ankunft in Berlin, und mein gummierter blauer Marine-Offiziersmantel war an der linken hinteren Seite an mehreren Stellen einfach durchgebissen.

Über die Zonengrenze bei Walkenried

Mein Bruder Otto hatte sich aus der britischen Besatzungszone brieflich bei meinen Verwandten gemeldet. Er war in Hohenvolkfien bei dem Bauern Prüser im Landkreis Lüchow-Dannenberg als entlassener Soldat untergekommen. So hatte ich ein neues und klares Reiseziel und machte mich auf den Weg zu ihm über Sangershausen, Nordhausen ins Durchgangslager Friedland.

Von Friedland nach Hohen-volkfien

Der Weg verlief abenteuerlich. Da keine Karte zur Verfügung stand, fuhr ich über Uelzen nach Dannenberg weiter. Auf meine Frage nach dem Wege nach Hohenvolkfien wies mir ein Bahnbeamter den Weg nach dem nur sechs Kilometer von Dannenberg entfernten Ort Volkfien bei Prisser. Kurz vor Volkfien glaubte ich mich an einer Wegkreuzung schon am Ziel, setzte mich auf ein kleines Munitionskästchen, das mir seit einiger Zeit als Handköfferchen diente und verzehrte mein in Friedland als Reiseproviant eingepacktes Butterbrot. Groß war dann aber die Enttäuschung, als ich im Ort erfuhr, dass es bis Hohenvolkfien noch ca. 14 Kilometer seien, die ich meistens über Waldwege zurückzulegen hätte.

Es wurde allmählich dunkel. Am Himmel leuchteten einzelne Sterne, aber es wurde dunstig. Der Sand des weiteren Weges war gefroren und mit einer dünnen Schneedecke überzogen. An einer Kreuzung sollte ich einem steinigen Weg folgen. Da ich ihn nicht gleich finden konnte, kroch ich auf allen Vieren auf der Kreuzung umher, bis ich die Steine mit den Händen erfühlte. Zum Glück kamen mir kurz darauf zwei Radfahrer entgegen, die mir den Weg zum Haus des Kriegskameraden meines Bruders in Gollau genau beschreiben konnten. Dieser begleitete mich dann nach Hohenvolkfien, wo ich im Hause des Bauern Prüser meinen Bruder Otto am 22. Januar 1946 endlich wiedersah.

Nachkriegszeit

Im Wendland angekommen

Auf Empfehlung der Familie Prüser brachte mein Bruder mich am 23. Januar 1946 zu einem Vorstellungsgespräch zum Kolonialwarenhändler Heinrich Isendahl im Nachbarort Kiefen. Schon am nächsten Tag musste ich Transportarbeiten für den Ladenbetrieb verrichten. Dazu gehörte auch das Schleppen von schweren Zucker- und Mehlsäcken. Auch eine Kuh war zu füttern und zu melken, was ich schnell lernen musste. Außerdem waren allerlei andere Arbeiten in Haus und Hof zu erledigen.

Ich hatte ein recht ordentliches Zimmer direkt neben dem Laden. Da mein Bruder und ich nur an Sonntagen für einige Stunden zusammen sein konn-

ten, verdingte er sich bei dem Bauern Willi Winter in Kiefen und nach einiger Zeit wohnten und arbeiteten wir gemeinsam bei Willi Winter. Unsere Schlafkammer war eine Abstellkammer, in die gerade mal zwei Betten passten. Für unsere Kleidung waren ein paar Haken an der Wand vorgesehen. Sie genügten auch. Im Winter glitzerten die nur einen halben Stein dicken und von Eiskristallen bedeckten Wände. Ich kann mich nicht erinnern, unter den widrigen Umständen gelitten oder gefroren zu haben. Wir waren froh, dass wir überlebt und uns wiedergefunden hatten.

Arbeit und Leben

Bei fast allen Bauern lebten Soldaten und Flüchtlinge unseres Alters, deren einzige Abwechslung neben der Arbeit von früh bis spät am Wochenende der Tanz in der Gaststätte Jordan in Waddeweitz war. In dem großen gut geheizten Saal kam inmitten der abenteuerlich gekleideten Gäste stets eine vergnügliche Stimmung auf. Mein Bruder machte mich damit vertraut. Ich erschien dazu in meiner NSKK-Breecheshose, den SA-Stiefeln und einem längsgestreiften Sakko. Als Hemd diente mir ein weißes Nachthemd mit grünen Biesen am Kragen und an den Ärmeln. Es war ein Geschenk der Stralsunder Hauswirtin. Mein Bruder war mit seinen gefärbten alten Uniformstücken schon etwas eleganter. Verbreitet waren damals Sandalen aus alten Autoreifen, die mein Bruder auch für mich fertigte.

Hier im Wendland wurde eine dem pommerschen Plattdeutsch verwandte Mundart gesprochen. Mein Bruder und ich sprachen zu dieser Zeit auch nur in unserem Plattdeutsch miteinander.

Appelsmalt, etwas Schweineschmalz mit braun gebratenen Zwiebeln und Apfelspälten, war ein sehr begehrter und als komfortabel angesehener Brotaufstrich. Sonntags kam zum Kaffee oft Bröck auf den Tisch, getrockneter Zuckerkuchen, der in den Kaffee gestippt wurde. Weitere bewahrungswürdige Gaumenfreuden dieser Bauernküche haben den Weg in mein Gedächtnis nicht gefunden.

Der 17. Geburtstag

Mein 17. Geburtstag wurde in den Waddeweitzer Gaststätten Hahlbohm und Jordan während einer Tanzveranstaltung gefeiert. Dazu hatte ich 17 Flaschen selbst gebrannten Schnaps mitgebracht: Kakaolikör aus Rübensirup und Sahne, Eierlikör, Pfefferminzlikör – alles hergestellt auf der Basis von nachts in der Schweineküche gebrautem Rübenschnaps nach frei erfundenen Rezepten. Jeder, der wollte, durfte mitfeiern und -trinken. Ich konnte an diesem Tag in weißer Hose, passendem Hemd und braunen Halbschuhen mit Reißverschluss erscheinen, einem Geschenk von Tante Emma und Onkel Hugo aus den USA. Sie waren 1923 und 1927 aus Klein Nossin über Bremerhaven dorthin ausgewandert. In dem durch die Garderobe gesteigerten Selbstwertempfinden ließ sich der Tango „Wenn bei

Capri die rote Sonne im Meer versinkt …“ wie ein Triumphmarsch tanzen.

„Urlaub“ gab es nur alle paar Wochen für den knapp 20 Kilometer entfernten Frisör in Lüchow.

Schwarzhandel in Waddeweitz

Lukrativer als mit harter Arbeit ließ es sich vom Schwarzhandel mit landwirtschaftlichen Produkten leben. Beim Dreschen im Winter verschwand schon einmal ein Sack Weizen im Stroh und am Abend für 500 Mark ins Nachbardorf. Eines Abends erdreistete ich mich sogar, auf der Diele ein Huhn zu fangen, es in meine Arbeitsjacke zu wickeln und lebend durch das Wohnzimmer zu tragen, in dem der Bauer und sein Vater saßen. Für das Huhn gab es 300, manchmal gar 350 Reichsmark. Bei einem Besuch zu Beginn der sechziger Jahre habe ich dem Bauern Willi Winter davon erzählt.

Viel Geld verdiente ich am Rande der Tanzveranstaltungen in Waddeweitz beim Tauschhandel mit Feuersteinen und Eiern gegen amerikanische Zigaretten. Mit einigem Geschick ließ sich der Tauschwert für ein Ei über Feuersteine und Zigaretten innerhalb kurzer Frist von 5 auf 18 Mark steigern.

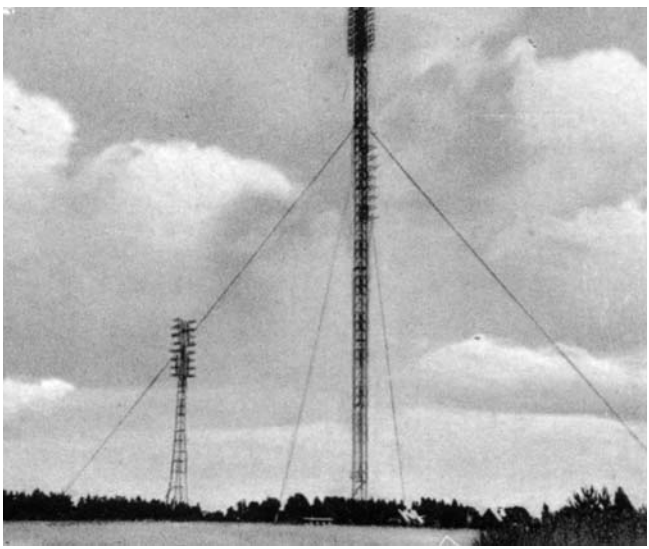
Von der Bäuerin Else Schaate in Klein Gaddau konnte ich längere Zeit größere Mengen Eier für 2,50 Mark das Stück kaufen und in Waddeweitz in jeder beliebigen Menge für 7,50 Reichsmark verkaufen. Einmal erwarb ich von ihr zehn Zentner Kartoffeln.

Handb. d. Dt. Bundestages (1949–1953)

Bruno Leddin

** Berlin 17. Febr. 1898*
† 25. März 1951

Seit 1918 Mitglied der SPD, bis 1933 Gewerkschaftssekretär beim Deutschen Landarbeiterverband Stolp und Lauenburg, 1947 Leiter des Sozialamtes Hannover, MdL, MdB, Mitglied des SPD-Bundesvorstandes



Rechts vor dem großen Funkturm das Haus auf dem Höhbeck, in dem wir am 23. Dezember 1947 eine Bleibe fanden

Sie erhielt für einen Zentner aus der Pflichtablieferung nur um 2,50 oder 3,50 Reichsmark. Ich zahlte ihr hingegen für den Zentner 15 Mark. Mit ihrem eigenen Einspänner fuhr ich sie dann nach Waddeweitz, wo ich von einem Händler 180 Mark für den Zentner erhielt. Er wohnte schräg gegenüber der Gaststätte Jordan in einem noch heute gut erhaltenen Haus und machte mit diesen Produkten sein Geld in Hamburg. Einmal kaufte ich von ihm eine Tafel Schokolade für 400 oder 500 Mark.

Arbeitskleidung im Wendland

Meine Arbeitskleidung bestand teilweise aus Hosen und Jacken von Feldhütern, also von entkleideten Vogelscheuchen. Lange trug ich einen Hut, dessen linke Krempe ich hochgeschlagen und mit einer Pfauenfeder dekoriert hatte.

Die erste Landtagswahl in Niedersachsen

Ungefähr zur Zeit der ersten Landtagswahl in Niedersachen 1947 fand mein Bruder Otto eines Tages vor dem Ortseingang Kiefen im Straßengraben einen Werbetext der SPD, der auch den Namen Bruno Leddin aus Hannover enthielt. Das war der Freund meines Vaters, der vor 1933 Geschäftsführer des Landarbeitervereins in Ostpommern, Vorsitzender des Wahlvereins der SPD im Kreis Stolp und Mitglied des Pommerschen Provinzial Landtages war, bis die Nazis ihn 1933 seiner Ämter enthoben und er Pommern hatte verlassen müssen. Mein Bruder kannte ihn persönlich gut, ich ihn nur aus

Gesprächen oder Briefen. Dieser Zufallsfund sollte sich für uns bald als sehr hilfreich erweisen.

Das Wiedersehen in Dresden-Zschieren

Über unsere Berliner Verwandten erfuhren wir durch eine ihnen überbrachte mündliche Botschaft, dass Vater von den Russen am 11. März 1945 abgeführt worden und seitdem verschollen sei, Großmutter und Großvater neben dem geplünderten und verlassenen Treck auf Großvaters Wunsch hin erschossen worden seien oder Großvater ihrem gemeinsamen Leben in dem Chaos selbst ein Ende gesetzt hätte, Mutter, Schwester und die beiden jüngeren Brüder allerdings in Klein Nossin überlebt hätten. Auch die Nachricht, dass Mutter und unsere Geschwister im Juli 1947 ausgewiesen worden und inzwischen in Dresden-Zschieren seien, erreichte uns über unsere Berliner Verwandten.

Ich begab mich sogleich auf den Weg nach Dresden. In der Nähe Lüchows „machte ich über die Zonengrenze“ und fuhr von Salzwedel bis Dresden auf Puffern und Dächern von Eisenbahnwaggons. Ich war glücklich, Mutter und Geschwister in einem Hause an den Elbwiesen am 30. August 1947, dem Geburtstag meines jüngsten Bruders Fritz, wiederzusehen. Meiner Schwester war ich schon auf dem Wege dorthin beim Arbeiten in einer Gärtnerei begegnet. Fritz entdeckte ich vor dem Hause auf einem Apfelbaum, in dessen Krone er Augustäpfel erntete.

Schnell waren wir uns einig, dass ich über Bruno Leddin, dessen Anschrift in Hannover wir bereits erhalten hatten, versuchen sollte, eine Zuzugsgenehmigung nach Niedersachsen zu bekommen.

Auf der Rückreise nach Salzwedel bevorzugte ich gleich wieder Plätze auf Puffern und Dächern und war wenig später schon bei Bruno Leddin in Hannover.

Zum Schwarzmarkt in Hannover

Um auf dem Schwarzmarkt am Hauptbahnhof Hannover ein gutes Geschäft zu machen, packte ich sieben Flaschen selbst gebrannten Schnaps in meinen Rucksack. Eine wollte ich Bruno Leddin mitbringen, der in der Dalemstraße in Hannover-Linden wohnte, kam hier aber ohne mein so wertvolles Geschenk an. Auf dem Bahnhof in Uelzen ereignete sich folgendes: Ich bot meinen Schnaps im Wartesaal zweiter Klasse jemandem für 180 Mark pro Flasche an. Nach anfänglichen Absagen verfolgte er mich dann aber vor Abfahrt des Zuges bis auf den Perron eines Waggons und erklärte mir dort sehr eilig seine Kaufbereitschaft für eine Flasche. Kaum hatte ich ihm vertrauensvoll meine Ware übergeben, stürzte er ohne zu bezahlen davon. Mit einem Hechtsprung folgte ich ihm, schnappte ihn mit beiden Händen an seiner Jacke, drückte seinen Rücken und Kopf gegen die schwere Eingangstür zum Wartesaal, entriss ihm meinen Schnaps und erreichte den Zug gerade noch während der Anfahrt. In Hannover bot ich meine

Ware zum gleichen Preis erneut an und fand sofort zwei jüngere Interessenten, die mich zum Zwecke der Übergabe in das damalige Trümmergrundstück des Postamtes in der Nähe des Bahnhofs baten, angeblich, um nicht von der Polizei beobachtet werden zu können. Schwarzmarktgeschäfte waren ja verboten und unterlagen häufig Razzien, die zur Konfiszierung der Handelsware führten. Deswegen folgte ich ihnen ohne Argwohn. Kaum waren wir an einer etwas tiefer gelegenen Stelle des Grundstücks angekommen, baten sie mich, meinen Schnaps zu zeigen. Ich tat das bereitwillig, denn ich war von seiner Qualität fest überzeugt. Sie reichten mir dann grinsend 50 Reichspfennige mit der Bemerkung, dass sie mich zusammenschlagen würden, wenn ich das nicht akzeptiere oder gar um Hilfe riefe. So war ich zwar um einige Erfahrungen reicher, kam aber ohne eine Flasche Schnaps bei Leddins an.

Bei Leddins in Hannover

Bruno Leddin lag mit einer Grippe im Bett. Er und seine Frau freuten sich, von Paul und seiner Familie wieder etwas zu erfahren, und nachdem ich auch meine jüngsten Reiseerlebnisse geschildert hatte, wurde die Frage erörtert, wohin ich denn unsere Familie gerne haben würde. Angesichts der hungernden Menschen in den Städten und meiner Erlebnisse auf den Bahnhöfen von Uelzen und Hannover entschied ich mich für den Landkreis Lüchow-Dannenberg. Hier sah ich die besten Über-

lebenschancen für uns, kannte bereits größere Teile des Kreisgebietes.

Leddin rief den damaligen Flüchtlingskommissar Heinrich Albertz an und bat ihn, mir zu helfen. Albertz empfing mich daraufhin in seinem Büro in der Königstraße freundlich und mit rauchender Pfeife. Nachdem ich auch ihm wunschgemäß vom Schicksal unserer Familie berichtet und meinen Wunsch auf eine Zuzugsgenehmigung vorgetragen hatte, diktierte er der Sekretärin einen Text, unterschrieb ihn und überreichte mir gütig lächelnd die Zuzugsgenehmigung nach Niedersachsen für meine Mutter und meine Geschwister. Ich war sehr glücklich darüber und legte, da es kein Verkehrsmittel gab, an diesem Tage die ca. 24 Kilometer auf der Straße von Uelzen ins Wendland nach Klein Gaddau vor Freude größtenteils im Laufschritt zurück. Kurz vor Rosche nahm mich ein englischer Jeepfahrer ein Stück des Weges mit, entsicherte aber vorsichtshalber seine MP, bevor er mich auf den Wagen ließ.

Ich entsinne mich, dass Leddin auch fragte, ob ich auf die Karl-Marx-Schule wolle, worauf ich ihm die Antwort schuldig blieb, weil ich sie überhaupt nicht verstand. Ich wollte einfach wieder mit meiner Mutter und den Geschwistern zusammenleben, an meine Ausbildung oder schulische Weiterbildung dachte ich nicht.

Die Tür zum Wartesaal in Uelzen ist im Jahre 2000 dem Umbau nach Plänen von Hundertwasser zum Opfer gefallen. Das nach Kriegsende wieder aufgebaute Postamt am Hauptbahnhof Hannover musste inzwischen auch neuen Bebauungsplänen weichen.

In der wieder vereinten Restfamilie

Unmittelbar nach der Rückkehr aus Hannover folgte meine zweite Reise Salzwedel–Dresden–Salzwedel, um die wertvolle Zuzugsgenehmigung selbst zu überbringen. Als schließlich Mutter und Geschwister in Friedland registriert und in das Lager Uelzen-Bohldamm eingewiesen worden waren, bin ich ihnen am 16. November 1947 dorthin gefolgt. Anfang Dezember wurden wir von hier nach Pevestorf an der Elbe im Landkreis Lüchow-Dannenberg eingewiesen. In diesem Abschnitt war die Elbe damals die Grenze zwischen der britischen und sowjetischen Besatzungszone. Wir erreichten Pevestof in den Abendstunden. Meine Schwester erinnert sich, dass die uns zugewiesene Gastfamilie Siems uns den Zutritt ins Haus verweigerte und wir ratlos auf dem Hof umherstanden, bis ich wieder zu dem am Hause Konrad parkenden Bus gelaufen sei und uns deren Personal dann den Zutritt zur Küche verschaffte. Dann habe die Bauernfamilie das für uns neben der Küche vorgesehene Zimmer bis auf ein Bett leergeräumt und die Glühbirne aus der Lampe gedreht, sodass wir uns bei Dunkelheit darin zurechtfinden mussten. Während die drei Frauen der

Bauernfamilie Siems, Mutter und zwei Schwestern, die Tragödie der Einquartierung beweinten, bin ich wohl mit meinen Brüdern in den Wald direkt hinter dem Haus gezogen, um Holz für die Vergrößerung unseres Bettes zu suchen. Wir organisierten auch einige Backsteine. Die wurden links und rechts an der breiten Seite des Bettes aufgebaut und darüber Stangen von jungen Kiefern und Haselnusssträuchern gelegt. Fertig war das Bett, auf dem wir fünf Personen notdürftig quer liegen konnten. Am zweiten Tage erkrankten beide Brüder an Masern. Der herbeigerufene Arzt musste seine Diagnose beim Scheine eines Hindenburglichtes stellen und überwies beide Brüder ins Krankenhaus nach Dannenberg. Da sagte Mutter: „Gott hilft doch immer in der größten Not, jetzt haben sie wenigstens ein Bett und bekommen etwas zu essen", erinnert sich meine Schwester.

Einige Wochen haben wir so in dem Bauernhaus kampiert, bis wir am Tag vor Heiligabend 1947 von der Nachbargemeinde Brünkendorf auf dem an der Elbe gelegenen Höhbeck im Wohnhaus einer bei Kriegsende gesprengten Funkstation einen ebenfalls ca. 15 Quadratmeter großen Raum und einen weiteren allerdings winzigen mit einem kleinen Kohlenherd beziehen konnten. Beide Räume hatten eine Dachschräge.

Mutter hatte Heiligabend Brotsuppe für uns ge-

Die seit 1945 verwaiste Anlegestelle der Elbfähre Pevestorf–Lenzen um 1955

Auf dem Ostufer der Elbe die mit hohem Gitterzaun befestigte und dahinter tief gestaffelten Grenzsicherungsanlagen der DDR um 1985

kocht. Beim Schein einer Kerze aßen wir sie stehend in der kleinen Küche, in der uns zunächst nur ein stillgelegter kleiner Heizkörper unter dem Fenster als Tisch diente.

Heiligabend 1947 auf dem Höhbeck

Aus einer nahe liegenden Schonung hatte ich eine kleine Fichte geholt. Sie stand als unser Weihnachtsbaum am Fußende des Bettes im anderen Zimmer. Von Pevestorfer Familien erhielten wir im Laufe der nächsten Tage und Wochen Betten, einen Schrank und aus der Gaststätte Haverland einen Tisch und Stühle. Wenn dort gefeiert wurde, mussten wir sie vom Höhbeck zur Gaststätte einen guten Kilometer weit herunter und danach wieder hinauf schleppen.

Das Holz für die Befeuerung des Herdes ließ sich im Walde rundum sammeln, sodass wir diesen kleinen Fortschritt zu genießen begannen. Dazu trug auch immer der Anblick der russischen Zone bei, auf die wir vom Höhbeck aus über die Elbe nach Lenzen blickten, oft auch bis nach Perleberg und Wittenberge. Die Elbfähre zwischen Pevestorf und Lenzen war nicht mehr vorhanden. Nur Hinweisschilder kündeten noch ab Gartow von ihrer früheren bedeutungsvollen Existenz für diese Region.

Erleben der Zonengrenze an der Elbe

In der ersten Zeit standen an den Wochenenden die durch die Zonengrenze getrennten Menschen an den Ufern und unterhielten sich über den fließenden Strom hinweg. Später konnten sie sich nach den laufend verstärkten Grenzsicherungen nur noch

stumm aus größerer Entfernung zuwinken. Als dann das östliche Elbufer im Grenzbereich des Flusses zum Sperrgebiet ausgewiesen und umgestaltet wurde, endeten auch diese Kontakte. Zum Schluss nahm ein auf dem Elbdeich errichteter hoher Gitterzaun auch noch die letzte Sicht in das von der Deutschen Demokratischen Republik systematisch ausgebaute Sperrgebiet. Bald nach der Wiedervereinigung wurde die Elbfähre wieder eingerichtet.

Überlebensstrategien

Ich nutzte im Winter 1947/48 den Höhbeck zur Verbesserung unserer Versorgungssituation als erfolgreicher Fallensteller. Die immer noch anhaltende Rationierung aller Lebensmittel wurde dadurch etwas erträglicher. Eines Sonntagmorgens konnte ich im winterlichen Nebel eineinhalb Hasen nach Hause tragen. Das fehlende Stück war bereits von einem Hund oder einem anderen Tier gerissen worden. Da uns kein Fett zum Braten zur Verfügung stand, musste das Hasenfleisch gekocht werden. Obwohl es fürchterlich stank, haben wir es verspeist. Eines Tages tauchte dann der Jagdpächter auf. Er war wütend, weil er im verschneiten Wald Spuren von eindeutig erfolgreichen Fallenstellern entdeckt hatte.

Er wollte – in meiner Abwesenheit – von meiner Mutter wissen, ob ich vielleicht der Fallensteller sei. Teile meiner Beute lagerten noch in einer Abseite unserer Wohnung, vor deren Klappe Gepäckstücke standen. Meine Mutter bestritt meine Täterschaft.

Dass ich verbotswidrig gehandelt hatte, wurde mir erst nach diesem Besuch bewusst. Einige Nachbarn hatten vor mir als Fallensteller Glück im Walde gehabt, und von ihnen hatte ich mir schließlich die Praxis abgesehen.

Im Frühjahr 1948 konnten wir etwas Gartenland bewirtschaften. Aber ich organisierte noch auf andere Weise Lebensmittel. Ich zertrümmerte in dem zum ehemaligen Funkturm auf dem Höhbeck gehörenden Gebäude einen großen Transformator und kam dadurch an große Mengen Kupferdraht auf Rollen heran. Die tauschte ich in Kiefen und Klein Gaddau gegen Lebensmittel. Die Entfernung dorthin, immerhin ca. 40 Kilometer, legte ich mit dem Fahrrad zurück. Ich war gut beraten, den Draht nicht den Bauern rund um den Höhbeck angeboten zu haben, denn eines Tages kam es zu einem unangenehmen Verhör wegen des zertrümmerten Generators, obwohl dieser doch seine Brauchbarkeit schon zum Zeitpunkt der Sprengung des Gebäudes völlig eingebüßt hatte. Auch diese Sache ging glimpflich für mich aus. Alle befragten Nachbarn sagten zu meinen Gunsten aus.

Unsere Wohnungsnot

Vom Höhbeck aus habe ich bis um die Zeit der Währungsreform im Juni 1948 wöchentlich Fahrten zum ca. 30 Kilometer entfernten Einwohnermeldeamt nach Dannenberg unternommen, um für uns eine größere Wohnung in einem zentraleren Ort des

Kreisgebietes zu finden, weil sich der unmittelbar an der Zonengrenze und gut einen Kilometer außerhalb der Ortschaften Pevestorf und Brünkendorf gelegene Höhbeck als recht ungünstiger Standort für eine Verbesserung unserer Wohnsituation erwies. Es existierten dort nur zwei Wohnhäuser. Von den umliegenden Ortschaften war er wegen des steilen Anstiegs der Straße streckenweise nur zu Fuß erreichbar. Das war besonders für Mutter strapaziös.

Mein Fahrrad war aus Einzelteilen von den in dieser Zeit an Waldrändern nahe gelegener Dörfer vielfach vorhandenen Schrottplätzen zusammengesetzt. Die Reifen wurden aus brauchbaren Stücken alter Reifen so zusammengefügt, dass die Räder nicht entgegen den Stückansätzen rollten. Sie lieferten aber dennoch ein regelmäßiges Tack-Tack-Geräusch. Bei diesem reparaturanfälligen Zustand aller Teile – wie z. B. auch der Kette – habe ich Dannenberg natürlich nicht immer erreicht. Ein Erfolg war mir mit diesen Strampeleien leider auch abschließend nicht beschieden. Wir konnten den Höhbeck nicht verlassen.

Mitten im Walde

Nicht selten bin ich an Sonntagen mit meinen Brüdern oder alleine auf dem Höhbeck gewandert, habe den weiten Ausblick auf das Flusstal der Elbe und die Sicht über die Zonengrenze und weit darüber hinaus genossen, im Sommer oft im Gras gelegen und dem Gebrumm der Flugzeuge gelauscht,

die über den Höhbeck nach West-Berlin flogen, um die sowjetische Blockade der Transportwege über Land und Wasser zu überwinden. In solchen Situationen überkamen mich oft lebhafte Erinnerungen an die vielen Waldwanderungen mit der Klein Nossiner Dorfjugend.

Im Sommer 1948 nahm ich eine Zeit lang Geigenunterricht in Gartow. Um Nachbarn in der Enge des Hauses nicht zu belästigen, übte ich im Walde neben unserem Wohnhaus. Meine Schwester hat noch lebhafte Erinnerungen an meine musikalischen Übungen, zu denen ich die Noten auf dafür geeignete Zweige der Kiefern stellte. Ich erinnere mich weder daran, noch an die produzierten Töne.

Normalisierung und unsere Einsamkeit

Hier auf dem Höhbeck erlebten wir 1948 mit der Währungsreform die langsam einsetzende Normalisierung des Lebens in der Nachkriegszeit. Wir erfreuten uns des Überlebens in der wieder vereinten restlichen Familie, aber wir vermissten das vertraute und vertrauensvolle Leben in der Klein Nossiner Dorfgemeinschaft sehr. Jeden von uns schmerzte der endgültige Verlust der Heimat und der nun in alle Windrichtungen verstreuten Verwandten, Nachbarn und anderen Dorfbewohner. Deren Adressen fehlten meist und wer hatte in dieser Zeit schon ein Telefon. Und wo waren die, denen 1945 die Flucht über die Ostsee geglückt war, und wie konnte man zu den Adressen der in die verschiedenen Besatzungszonen

gelangten anderen Dorfbewohner gelangen? Und wer hatte nach der Währungsreform Geld zum Telefonieren und Reisen?

In der Erinnerung an das Heimatdorf verfestigte sich die ehemals weite Sicht vom nördlichen Ende des Grundstückes an unserem Wohnhaus auf das Tal der Schottow mit den Wiesen, das mit hohen Birken, Kiefern und großem Wacholder bestandene steile Nordufer und der großen Gänseweide an der Brücke mehr und mehr zum Bild eines verloren gehenden geheimen persönlichen Besitzes in einer versinkenden Landschaft.

Nach der Währungsreform

Von der nach der Währungsreform allgemein einsetzenden besseren materiellen Versorgung verspürten wir wenig. Vater wurde für tot erklärt, Mutter trug schwer an ihren gesundheitlichen Leiden und erhielt nur eine karge Witwenrente. Meine Schwester musste Mutter weiterhin zur Seite stehen; ich verdiente 40 Mark monatlich. Bereits in den Bergbau abgewanderte Bekannte kamen mit eigenem Motorrad zu Besuch, berichteten von ihren Löhnen, Arbeitszeiten und den Chancen für besseres Wohnen und Leben. So machte auch ich mich eines Tages auf den Weg ins Ruhrgebiet und fuhr am 19. November 1919 zur ersten Schicht unter Tage auf der Zeche Alma in Gelesenkirchen ein. Und ich nutzte von diesem oder dem nächsten Tage ab die Bildungsangebote der Volkshochschule.

Als Bergmann und Industriearbeiter

Vom Höhbeck nach Gelsenkirchen

Im Herbst 1949 besuchte ich die Außenstelle des Arbeitsamtes Lüchow-Dannenberg in Gartow und bat um Vermittlung aus der Landwirtschaft in den Bergbau nach Gelsenkirchen. So gelangte ich am 18. November 1949 ins Wohnheim der Zeche Alma in Gelsenkirchen-Rotthausen und fand hier eine Bleibe in einem Zweibettzimmer, das ein türloses Durchgangszimmer zu einem Dreibettzimmer war. Diese Barackensiedlung hatte zwangsverpflichteten Fremdarbeitern bis zum Kriegsende als Unterkunft gedient.

Unter Tage als Gedingeschlepper

Die Arbeit begann unter Tage als Gedingeschlepper, der die von einem gelernten Hauer aus dem Flöz gebrochene Kohle auf ein Transportband schau-

feln musste. In den ersten Tagen meiner Bergmannsarbeit besaß die Kohle an meinem Arbeitsplatz eine Mächtigkeit von bis zu gut zwei Metern, sodass man im Stehen arbeiten konnte. Die Luft- und Temperaturverhältnisse waren gut, aber die Presslufthämmer der Hauer und der entsetzliche Krach der metallenen Schüttelrutsche setzten allen Neulingen schwer zu. Der Flöz war in dieser Mächtigkeit vielleicht 50 Meter lang, fiel dann aber etwa 25 Meter auf weniger als einen Meter steil ab, um danach in einer Mächtigkeit von etwa 1,60 Meter wieder auf einer Länge von etwa 50 Metern anzusteigen. Die Gedingeschlepper mussten abwechselnd die steil herabstürzende Kohle wieder auf das Gummiförderband des ansteigenden Flözabschnittes ziehen. Eines Tages war ich dran, an diesem Höllenplatz aus Donner und dickem Staub in Hockstellung und mit einem Arschleder bekleidet zu arbeiten. Nur ein kleiner Schein meiner Grubenlampe leuchtete, sonst war kein Licht über oder unter mir. In dem Krach war keine Stimme wahrzunehmen. Das ging in den ersten Tagen nicht ohne Angstschweiß ab.

Steinschlag auf Graf Bismarck

Am Anfang hatten uns die Hauer mit dem Berg, der Steindecke über der ausgebauten Kohle, vertraut gemacht. So war beispielsweise besonders auf möglichen Steinschlag zu achten, wenn sich kleine Steinkrümel aus dem Hangenden lösten. Diese Lehre sollte mir erst wesentlich später auf der Zeche Graf

Bismarck das Leben retten, als ich gerade in einem mächtigen Streb die Essenspause – in der Bergmannssprache die Butterzeit – in der Nachtschicht absaß. Kaum war ich nach herabfallenden Krümeln auf einen benachbarten Platz gerutscht, löste sich aus dem Hangenden ein etwa 100 Kilo schweres Steinstück, das rundherum von einer millimeterfeinen Kohleschicht freigegeben wurde. Erschrocken rief ich sofort die anderen Kumpel herbei, mit denen ich die ausgebauten Kohlefelder durch das Zerschlagen von Holzstempeln und das Rauben von Eisenstempeln zum Einsturz bringen musste. In der Bergmannssprache war das auch die Arbeit am „Toten Mann". Wir betrachteten den herabgefallenen Steinklumpen von allen Seiten und gingen mit besonderer Vorsicht wieder an die Arbeit.

Bergmannstod

Auf der Zeche Alma erlebte ich auch, wie der Kumpel Eugen aus Westpreußen zu Tode kam. Er wurde von einem Holzstempel, der mit der Kettenrutsche transportiert wurde und sich am Ende hinter einem sogenannten Mitnehmer befand, mit voller Kraft an die Kohlenwand gedrückt. Auf der Zeche Rheinelbe überraschte uns mal ein Feuer, das sich angeblich an einem Holzstempel durch Reibung mit der metallenen Schüttelrutsche entzündet haben sollte. Wir liefen um unser Leben und waren glücklich, über Tage die Feuerwehr mit ihrem Atemschutzgerät einfahren zu sehen.

Zur Kohle kriechen

Unauslöschlich sind mir bis heute die Erinnerungen an die Arbeit in einem etwa 70 bis 80 Zentimeter hohen Streb (Gang zu einer abzubauenden Kohleschicht). Bepackt mit dem Gezähe (Werkzeug) einer 14 Pfund schweren Grubenlampe, einem doppelt so schweren Mottek (Presslufthammer) und schwerem Pin, oft auch noch mit langem Luftschlauch, mit Beil, Fäustel und einer großen Kaffeeflasche mussten wir bis zu 60 Meter weit auf Knieschonern kriechen, um an den eingeteilten Arbeitsplatz zu gelangen. Dabei konnte es passieren, dass der Kriechweg sich durch gebrochenes Hangende und querstehende Stempel so verengte, dass man von anderen Kumpels mit einem Tritt auf den Hintern durch die Öffnung gedrückt werden musste. Schweißgebadet begann dann die Arbeit unter dem Geknatter der Abbauhämmer und in dem vom ständigen Wetterzug aufgewirbelten und mitgeführten dichten Kohlenstaub. Auf welcher Zeche ich unter diesen Bedingungen mein Geld verdiente, weiß ich aber nicht mehr.

Versteinerte Schlangen und Farne

Zu einer Zeit, als ich selbst schon als Lehrhauer mit dem Abbauhammer Kohle im Akkord hauen konnte, fand ich im Geröll von Kohle und Stein in meinem Arbeitsabschnitt – in der Bergmannssprache Kropp genannt – große und mächtige Stücke einer versteinerten Schlange neben zahlreichen Abdrücken von Farn. Ich war sehr beeindruckt und bedauere es

noch immer, dass ich trotz Staub und Krach und weiterer widriger Umstände nicht wenigstens ein paar Stücke dieser mehr als 250 Millionen Jahre alten Versteinerungen aus dem Erdzeitalter des Carbon und Perm zur Seite geschafft und nach über Tage mitgenommen habe.

Wie Gary Cooper eingefahren

Schmunzelnd denke ich immer noch gerne an eine Schicht auf der Zeche Rheinelbe. Mit meinem Kumpel Walter Widera, er wanderte später nach Kanada aus, kam ich direkt aus dem Film High Noon mit Gary Cooper zur Nachtschicht um 22 Uhr. Kaum hatten wir uns in der Kaue umgezogen, schritten wir – wie Gary Cooper mit seinen Pistolen – mit unserem Gezähe (Werkzeug) zur Einfahrt und vom Förderturm die Strecke entlang in den Streb, wo wir aus dem Toten Mann die wertvollen Eisenstempel rauben mussten. Im Streb setzten wir uns gleich zu Beginn der Schicht zum Buttern. Uns beaufsichtigte ein neuer Steiger, mit dem wir uns noch nicht angefreundet hatten. Wir hatten schon bemerkt, dass an diesem Tage wieder ein Überdruck auf den Eisenstempeln lastete, die wir herauszuschlagen und mit einem Flaschenzug zu bergen hatten. Zu einem explosionsartigen Absatz des gesamten Berges, des Hangenden, kam es dann, wenn man mit dem Fäustel gegen einen Hering der Stempel schlug, die das Hangende vor dem Einbruch sicherten. Manchmal genügte es schon, einen unter Überdruck des

Berges stehenden Eisenstempel mit der Panne (Schaufel) zu berühren, um den fürchterlichen Knall auszulösen. Wir wollten nun die Bergfestigkeit unseres Steigers prüfen und butterten so lange, bis er kam und uns zum Arbeitsbeginn drängte. Ein verabredeter kleiner Schlag gegen einen Stempel löste dann das erhoffte Donnergetöse aus und vertrieb unseren sehr ruhig gewordenen Steiger. Er störte uns danach nicht mehr beim Buttern.

Heiligabend unter Tage

Heiligabend 1949 habe ich unter Tage verbracht. Wir fuhren mit einem erfahrenen Steiger lediglich zu gemeinsamen Kontrollgängen mit einigen Kumpeln auf der Zeche Alma ein. Als sich zeigte, dass alles in Ordnung war und wir keine Arbeiten zu verrichten hatten, hängte der Steiger unsere Grubenlampen in einem Dreieck auf, sodass die Illusion eines brennenden Weihnachtsbaumes entstand, unter dem es sich gut buttern und erzählen ließ. Wo wir saßen, war es warm, und über uns war die Strecke durch Stahlträger gesichert. Es war eine eindrucksvolle Stille Nacht.

Nun reichte es

Den Pütt habe ich eines Tages spontan verlassen, als ich am Ausbau einer Strecke beteiligt war und mir beim Beladen eines Hundes – einer Lore – meine schwere Grubenlampe aufs Kreuz gefallen war. Sie hatte auf einem Luftschlauch über mir gehangen, auf den ich versehentlich einen schweren Stein hochgewuchtet hatte. Bei furchtbaren Schmerzen konnte ich

kaum atmen und nicht schreien und fühlte mich blitzartig der gleichen Lebensangst ausgesetzt wie beim Sturz von einer Schaukel auf die spitz hervorstehende Wurzel einer Linde in meiner Kindheit. Vor dem Förderturm und der Ausfahrt wurde ich von Sanitätern in Empfang genommen und bin nie wieder in eine Grube eingefahren.

Wohnen in Gelsenkirchen

Irgendwann zog ich in die Schwanenstraße 3. Hier hatte ich von einem pensionierten Bergmann im Hof seines Hauses ein Zimmer mit einem Kohleherd der Marke Küppersbusch und konnte immerhin ein eigenständigeres Leben führen.

Später zog ich in ein schon recht komfortabel möbliertes Zimmer bei einer jüngeren Kriegerwitwe in der Klosterstraße in unmittelbare Nähe des alten Polizeipräsidiums. In der Klosterschänke gegenüber trank ich abends gerne ein „Pilsken“ und traf hier oft auf Jürgen von Manger, den mir aus manchen Rollen an den Städtischen Bühnen vertrauten Schauspieler und späteren Blödelbarden Tegtmeyer.

Von beiden Wohnplätzen aus waren die Städtischen Bühnen, das Hans-Sachs-Haus als Konzerthaus, das Grillogymnasium als Veranstaltungsort der Volkshochschule, Buchhandlungen, das Postamt, das schöne Restaurant des im Kriege unversehrt gebliebenen Jugendstilbahnhofs und der Stadtpark zu Fuß in wenigen Minuten erreichbar. Ich lebte im Zentrum einer großen Stadt.

Mit meinem erstern maßgeschneideten Anzug um 1950/51

Persönliche und politische Orientierung in der Großstadt

Volkshochschule und Reformhaus

Wenn ich Frühschicht oder Nachtschicht hatte, war ich regelmäßig in der Volkshochschule, fand besonderen Gefallen an dem großen Zeitungslesesaal des englischen Kulturinstituts „Brücke der Nationen“ und an der Stadtbücherei, deren Leiter ich in den Veranstaltungen der Volkshochschule kennengelernt hatte. In mehreren Kursen zur bildenden Kunst lernte ich auch den städtischen Kunstwart Bernd Lasch kennen. Nach den Veranstaltungen wanderten wir noch häufig plaudernd durch die Straßen oder saßen noch zusammen und tranken ein Bier. Er lud mich später ein, mit ihm zusammen im Heimatmuseum Ausstellungen aufzubauen und an Eröffnungen teilzunehmen.

Ich war auch stetiger Kunde des Reformhauses in der nahe gelegenen Bahnhofstraße, ab Frühjahr 1950 Vegetarier. Unter Tage war ich für meine Kumpel dadurch zum Nussknacker oder Eichhörnchen geworden, weil ich beim Buttern nun anstelle von Butterbrot meistens Studentenfutter aß.

Motive

Diese vom ersten Tage ab einsetzende Zuwendung zu den Bildungsangeboten der Volkshochschule und zur Lebensform war keine originäre eigene Entscheidung. Zu verdanken habe ich sie Heinrich Scharnberg, den ich 1948 bei Wanderungen über den Höhbeck kennengelernt hatte. Zu Beginn der zwanziger Jahre hatte er hier mit anderen Lebensreformern gesiedelt. Er bewirtschaftete auf der Schwedenschanze eine Obstplantage und lebte mit seiner Familie vegetarisch. Zu den Siedlern gehörte auch Karl Voelkel, der Besitzer der Mosterei in Pevestorf, in der ich eine Zeit lang gearbeitet hatte.

Hein nahm sich stets Zeit für ein Gespräch und um mir aus seiner Bücherkiste auch die Titel zu suchen und mitzugeben, die sich auf Fragen der Jugendbewegung der zwanziger Jahre und der Lebensreform erstreckten. Er war 1921 Teilnehmer des ersten Lehrgangs der ersten deutschen Heimvolkshochschule Dreißigacker bei Meiningen gewesen und schilderte dessen Bedeutung für seine persönliche Entwicklung wiederholt so überzeugend, dass ich schließlich auch schon in Gartow eine Veranstaltung

zur Sternenkunde der Volkshochschule besuchte. Nachdem ich ihm meine Absicht bekundet hatte, wie bereits viele andere aus der Region in den Bergbau zu wechseln, empfahl er mir, doch nach Gelsenkirchen wegen der dort bestehenden hervorragenden Volkshochschule überzusiedeln. Diese Information hatte er von seinem ehemaligen Mitschüler aus Dreißigacker, Heiner Lotze, der jetzt Referatsleiter für Erwachsenenbildung im Niedersächsischen Kultusministerium war.

In der Theosophischen Gesellschaft

Über Ankündigungen in einer vegetarischen Zeitschrift und einen Aushang im Reformhaus stieß ich eines Tages zur Theosophischen Gesellschaft. An deren Studienzyklen habe ich mehrere Jahre teilgenommen, bis die beiden Leiterinnen, die Realschullehrerinnen Herter und Linné, nach ihrer Pensionierung nach Bad Liebenzell übersiedelten. Die Mitarbeit und Mitgliedschaft in diesem Kreis war eine Zeit vielfältiger Anregungen für religiöse und philosophische Themen. Indische Literatur sowie der Buddhismus in seiner ganzen Vielfalt und kulturellen Gestalt übten eine geradezu unwiderstehliche Faszination auf mich aus. Ich malte mir aus, eines Tages nach Indien oder Tibet zu reisen und nicht wiederzukehren, so verbunden fühlte ich mich der dort vorhandenen Religion, der fernöstlichen Geisteswelt in Philosophie, Architektur und bildender Kunst.

Einer Einladung der theosophischen Partnergesellschaft in den Niederlanden verdankte ich meine erste Auslandsreise. Ich lernte gepflegte bürgerliche Haushalte kennen, war beeindruckt von dem allgemeinen Wohlstand des Landes und genoss die Gastfreundschaft der niederländischen Theosophen in Den Haag, Amsterdam, Rotterdam und Utrecht. Im Völkerkundlichen Museum in Leiden verhalfen mir die spendablen Gastgeber zu einem unvergesslich eindrucksvollen Erlebnis, als ich plötzlich allein in dem Tempel meditierender Buddhas stand.

Der Theosophischen Gesellschaft gehörte auch Edith Ott an, die Ehefrau des Bassisten Emil Ott im Gelsenkirchener Symphonieorchester. Nachdem ich schon Abonnent der städtischen Bühnen war, wurde ich durch das Ehepaar Ott mit vielen Musikern des Orchesters persönlich bekannt, wenn wir nach den Konzertabenden im Hans-Sachs-Haus oder in einem altdeutschen Restaurant, der Kanne oder Kupferkanne in der Annenstraße, noch zusammensaßen. Mit Alfred Kolmsee, den ich während eines Konzertbesuches im Hans-Sachs-Haus kennenlernte, wurde ich ein guter Kunde einer Gelsenkirchener Buchhandlung, in der ich den ersten großen Brockhaus im Abonnement erwarb. Wir kauften beide ebenfalls viele antiquarische Bücher.

Freizeitleben

Der Gelsenkirchener Stadtpark, der Schlosspark in Buer und der Baldeneyer See in Essen waren damals

beliebte Ausflugsziele. Im Sommer hielt ich mich stundenlang in Schwimmbädern der Stadt und auf einem Zechengelände auf und machte intensive Tauchübungen und Sprünge von allen Brettern bis zu zehn Metern Höhe.

Ich lebte gerne in Gelsenkirchen. Während dieser Jahre ging ich regelmäßig zu Tanztees und Tanzabenden. Von der ersten Nachkriegszeit verabschiedete ich mich mit einem schwarzen Maßanzug, den ich bei einem Gelsenkirchener Schneider anfertigen ließ und erstand im Westfalenkaufhaus fast zeitgleich einen Mantel und Hut. Wahre Errungenschaften nach den Notjahren der Nachkriegszeit.

Die Schlager der vierziger und fünfziger Jahre mit ihren süßlich anheimelnden, kitschigen Texten und Melodien bereiteten mir damals durchaus großes Vergnügen. Die einzelnen Tanzschritte, Tanzabende, Lokale und vor allem die Partnerinnen sind mir noch gut in Erinnerung.

Freimaurerei

1954 wurde ich Mitglied einer Loge des Freimaurerordens Le Droit Humain in Dortmund, deren Meister vom Stuhl Heinz Lange aus Dortmund-Aplerbeck war. Es handelte sich um eine gemischte Loge für Männer und Frauen. In der Familie Gudrun und Heinz Lange war ich schon Jahre vorher an vielen Wochenenden zu Gast. Die 1952 von ägyptischen Offizieren erzwungene Abdankung König Faruks von Ägypten ist eines der historischen Ereig-

nisse, die aus den Gesprächen dieser Wochenenden ihren Erinnerungswert behaupten. Das andere ist die von der deutschen Fußballnationalmannschaft im Jahre 1954 errungene Weltmeisterschaft. Die Jubelschreie hörte ich im Radio eines Cafes während eines sonntäglichen Spazierganges im Stadtpark.

Allgemeine politische Umorientierung

Nach 1949 löste ich mich auch allmählich aus der Ideen-, Personen- und Symbolwelt des Nationalsozialismus, die mich doch entscheidend geprägt hatte. Die im Radio bis zum 23. Mai 1945 in Schleswig gehörten Berichte über die NS-Verbrechen in den Konzentrationslagern wirkten zwar erschütternd, andererseits wehrte ich mich aber dagegen, solche Nachrichten von den Siegermächten als objektiv zu akzeptieren.

Diese passive Haltung gegenüber allen Bemühungen von alliierter, später auch von deutscher Seite, über die Verbrechen des NS-Systems aufzuklären und dessen prominenteste Vertreter im Nürnberger Prozess von den Siegern abzuurteilen und durch Hängen zum Tode zu befördern, haben konsequentes politisches Nachdenken bei mir bis gegen Ende der vierziger Jahre nicht ausgelöst. Dafür gab es weder bei Gesprächen während der Flucht Anlass, noch Impulse durch die nach dem Kriegsende einsetzenden persönlichen Orientierungsversuche, die bäuerlichen Arbeitsverhältnisse und Lebensgemeinschaften. Ob beispielsweise ein Radio auf den Bau-

ernhöfen überhaupt existierte oder mitgehört werden konnte, erinnere ich nicht.

Eine Zeitung habe ich regelmäßig erst seit Beginn meiner bergmännischen Tätigkeit lesen können. Ganz sicher haben aber auch die Gräueltaten sowjetischer Truppen in Deutschland, Berichte über das Kriegsende in meinem Heimatdorf und die Umstände der polnischen Besiedlung der Ostgebiete sowie der Vertreibung und das Schicksal eigener Familienangehöriger eine kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in dieser Lebensphase blockiert.

Gewerkschaftliche Erfahrungen

Im Herbst 1948 war ich aber bereits Mitglied der Gewerkschaft Gartenbau, Landwirtschaft und Forsten geworden, nachdem ein Landwirt in Meetschow – heute ein Ortsteil der Gemeinde Gartow – mich hinauswarf, weil ich ihn um eine Lohnerhöhung von 45 Mark auf die monatlich üblichen 60 Mark gebeten hatte. Nur sehr schemenhaft erinnere ich mich noch eines gewerkschaftlichen Lehrganges in Brackwede, der wohl über gewerkschaftliche Aufgaben und Arbeitsweisen informierte.

Ein Verständnis für Interessenvertretungen, Kollegialität, politisches Denken und Engagement vermittelten mir indes anschaulich die Aktivitäten des Betriebsratsvorsitzenden der Zeche Alma und des örtlichen DGB-Vorsitzenden. Der Erstere ein Kommunist, der andere ein Sozialdemokrat. Ihre aktive

Rolle im betrieblichen, politischen und kulturellen Leben der Stadt prägten auch mein späteres politisches und kulturelles Verhalten in beruflichen und politischen Arbeitsfeldern.

Brücke der Nationen, Volkshochschule und Radio

Die Lektüre in- und ausländischer Zeitungen in einem Zeitungslesesaal der Gelsenkirchener „Brücke der Nationen" hatte mein Interesse für Zeitgeschichte und politische Themen ebenso geweckt wie Kurse zu sozialgeschichtlichen, arbeitsrechtlichen und ökonomischen Themen, die Dozenten der Sozialakademie Dortmund in der Volkshochschule Gelsenkirchen anboten. Dadurch erlangte Kenntnisse und Überzeugungen sowie meine beruflichen Erfahrungen führten schließlich zu einem gewandelten politischen Selbstverständnis, in dessen Zentrum Ideologieferne, Meinungsvielfalt und eigenverantwortliches Denken und Handeln standen.

Obgleich ich schon unmittelbar nach Kriegsende zu meiner großen Überraschung feststellte, wie wenig konkrete Erinnerungen an meinen Vater sich bei mir einstellten, vermisste ich ihn jetzt als lebhaften Gesprächspartner für politische Ereignisse und Probleme.

Im Radio verfolgte ich viele Bundestagsdebatten ebenso interessiert wie seinerzeit die aufputschenden Reden Adolf Hitlers und seines Propagandaministers Goebbels. Meine besondere Aufmerksamkeit galt den Kultusministern der Länder und der Bil-

dungspolitik. Keine Ministerin, kein Minister, die ich nicht mit Namen kannte. Bildung und Kulturpolitik hatte in dieser Nachkriegsperiode einen hohen Rang. Mit der Überzeugung, die Repräsentanten ihrer Bildungspolitik in den Ländern seien auch der Inbegriff sozialdemokratischer Gesellschaftspolitik, trat ich im Jahr 1955 in die SPD ein.

Weiterbildungsbilanz

Trotz vielfältiger kultureller Interessen für Musik, Theater, Bildende Kunst, Literatur, Religion und der Ansammlung zahlreicher Teilnahmebescheinigungen der Volkshochschule war ich 1954 aber immer noch ohne eine berufliche Qualifikation.

Zu dieser Zeit lernte ich einen deutschstämmigen schwedischen Studenten kennen, der mich auf der Straße um eine Auskunft bat und mir im Laufe des Gespräches und weiterer Kontakte ausführlich schilderte, dass er sein Studium aus dem hohen Verdienst einer zeitweiligen Arbeit als Holzfäller finanziere und diese Möglichkeit auch Ausländern in Schweden bei entsprechendem Einreisevisum offen stände.

Nach längerer Überlegung bat ich daraufhin das schwedische Generalkonsulat um ein einjähriges Einreisevisum für diesen Zweck. Während eine Antwort längere Zeit auf sich warten ließ, erhielt ich Kenntnis davon, dass es in Wilhelmshaven-Rüstersiel eine Hochschule für Arbeit, Wirtschaft und Politik gäbe, an deren Propädeutikum man mit

einer Berufsausbildung nach einer bestandenen Aufnahmeprüfung gelangen könne.

Wilhelmshaven-Rüstersiel

Da ich über die geforderte Qualifikation einer abgeschlossenen Berufsausbildung nicht verfügte, zögerte ich mit meiner Bewerbung, ließ den nächsten Bewerbungstermin verstreichen und bewarb mich dann aber doch noch per Eilbrief. Nach meiner Tätigkeit im Bergbau, einer Glashütte und als Maurer in der Herdfabrik Küppersbusch befand ich mich zu dieser Zeit in der Drahtzieherei Grillo-Funke in Gelsenkirchen-Schalke.

Im Juni 1955 bestand ich dann mit zwölf von insgesamt 78 Bewerbern diese Aufnahmeprüfung und wurde im Oktober immatrikuliert.

Studienzeit und Beruf 1955 bis 1993

Mit dem zum Wintersemester 1955 beginnenden Besuch des Propädeutikums an der Hochschule für Sozialwissenschaften (HfS) in Wilhelmshaven und dem ab 1957 anschließenden Studium an der Hochschule für Wirtschaft und Politik (HWP) in Hamburg mit dem Abschluss als Diplom-Betriebswirt begann eine neue Lebensphase. Diese das spätere Leben prägenden Jahre behaupten mit der anschließenden 33-jährigen Tätigkeit im Bereich der Volkshochschulen Niedersachsens dennoch keinen so nachhaltigen Platz wie die bis 1945 in Pommern verlebte Kindheit, die Flucht aus Hinterpommern und die danach überwiegend im niedersächsischen

Wendland und im Ruhrgebiet verlebte Nachkriegszeit bis 1955.

Zur Finanzierung während des Studiums und in den Semesterferien ausgeübte Jobs als Busschaffner, Brauereiarbeiter, Hafenarbeiter, Gartenarbeiter, Maler, Teppichklopfer und wissenschaftlicher Hilfsarbeiter trugen zu weiteren sozialen Erfahrungen bei. Sie stellten sich aber auch noch zusätzlich im organisationspolitischen Feld der aktiven Betätigung in einer Gewerkschaftlichen Studentengruppe (GSG) und im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) ein und erwiesen sich danach als sehr vorteilhaft für die Tätigkeit als Dozent für politische Bildung und Lehrgangsleiter für Seminare mit deutschen und niederländischen Jugendlichen und Erwachsenen vieler Berufe und verschiedener Schulgattungen an der Deutsch-Niederländischen Heimvolkshochschule in Aurich von 1960 bis 1962. Ich profitierte davon auch als Leiter Volkshochschule für die Stadt und den Kreis Leer von 1962 bis 1970 und als Direktor des Landesverbandes der Volkshochschulen Niedersachsens bis 1993.

Abkürzungen

DDR	–	Deutsche Demokratische Republik
DGB	–	Deutscher Gewerkschaftsbund
GSG	–	Gewerkschaftliche Studentengruppe
HfS	–	Hochschule für Sozialwissenschaften
HJ	–	Hitlerjugend
HWP	–	Hochschule für Wirtschaft und Politik
LBA	–	Lehrerbildungsanstalt
NSKK	–	Nationalsozialistischer Kraftfahrerkorps
NVHS	–	Niedersächsische Volkshochschule
OT	–	Organisation Todt
SA	–	Sturmabteilung (der NSDAP)
SBZ	–	Sowjetische Besatzungszone
SDS	–	Sozialistischer Deutscher Studentenbund
SPD	–	Sozialdemokratische Partei Deutschland
VHS	–	Volkshochschule